

Simonetta Sommaruga, George Soros, Angela Merkel, Elon Musk

Nummer 44 – 1. November 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Wie ich die Schweiz rettete

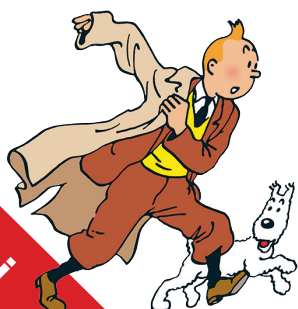
General Ulrich Wille über den Landesstreik.
Historischer Sensationsfund

Jugend und Sex

Ein Erfahrungsbericht.
Von Yaël Meier

100 Wochen in Gaddafis Gewalt

Geisel Max Göldi packt aus. Von Philipp Gut



Tim & Struppi
Das düstere Geheimnis
der fröhlichen
Comic-Helden

4 194407 006904

Es war eine der grössten aussenpolitischen Krisen der Schweiz in den letzten Jahrzehnten. Nach der Verhaftung von Hannibal Gaddafi und seiner schwangeren Ehefrau im Juli 2008 in Genf, richtete das libysche Regime eine diplo-



Neues Licht auf die Affäre: Autor Göldi.

matische Kriegserklärung an die Adresse der Schweiz und nahm den ABB-Ingenieur Max Göldi und den Geschäftsmann Rachid Hamdani in Geiselhaft. Nun legt Göldi seine Tagebuchnotizen unter dem Titel «Gaddafis Rache» vor. Philipp Gut hat das 616 Seiten dicke Werk, das ein neues Licht auf die Affäre und die beteiligten Akteure wirft, gelesen und sich mit Max Göldi getroffen. Was nicht im Buch steht: Auf der Schweizer Botschaft in Tripolis las Göldi regelmässig die *Weltwoche*. Diese habe eine recht akkurate Beschreibung der Entwicklungen geliefert. Als ihn die Libyer ins Gefängnis steckten, schmuggelte ein Botschaftsangehöriger die *Weltwoche* sogar in Göldis Zelle. **Seite 28**

Das «Blaue Memorial» von General Ulrich Wille war bisher nur vereinzelt Historikern bekannt: Der Oberbefehlshaber der Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg überliess dieses geheimnisumwitterte Manuskript von 1924 seinen Nachkommen, um seine Rolle bei der Niederschlagung des Generalstreiks vom November 1918 ins richtige Licht zu rücken. Wille war überzeugt, dass die Streikführer in ihm einen mindestens ebenbürtigen Gegner hatten und dass ihm die entscheidende Rolle bei der Rettung des Vaterlandes zufiel. Der Militärgeschichtler Hans Rudolf Fuhrer hat von der Familie Wille nun die Erlaubnis erhalten, das «Blaue Memorial» zu

veröffentlichen. Die *Weltwoche* präsentiert die kleine historische Sensation. **Seite 18**

Auf diesen Tag haben Amerikas Demokraten zwei Jahre lang gewartet. Angetrieben von der Wut auf Donald Trump, sind sie entschlossen, bei den Zwischenwahlen nächsten Dienstag die Kontrolle über den Kongress zurückzuerobern. Im hitzigen Klima sind Stimmen der Vernunft selten. Michael Barone zählt zu ihnen. Seit 1972 legt er den «Almanach der amerikanischen Politik» vor, eine Art Bibel des US-Politizirkus. Von Urs Gehrig auf die feindselige Stimmung in der Ära Trump angesprochen, meint Barone nüchtern: «Es ist bemerkenswert, wie wenig sich die politische Landschaft in den letzten 25 Jahren verändert hat.» **Seite 46**

Sie gehören heute noch zu den beliebtesten Comics Europas: die 24 «Tim und Struppi»-Alben, die zwischen 1929 und 1976 erschienen sind. Über deren Autor, Hergé, kursierten schon zu Lebzeiten Gerüchte, er sei ein Nazi-Kollaborateur gewesen. In Belgien geniesst der Vater von Tintin Heldenstatus, weshalb die Angelegenheit lange Tabu war. Der Schweizer Schriftsteller Claude Cueni hat Hergés Geschichte akribischerforscht. Resultat ist eine Romanbiografie, die in diesen Tagen in den Buchhandel kommt. Für die *Weltwoche* fasst er seine wichtigsten Erkenntnisse zusammen. Seine zweiteilige Serie liest sich spannend wie ein Krimi. **Seite 54**

In eigener Sache: Das Video vom «Gipfeltreffen der freien Rede» mit Thilo Sarrazin und *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel finden Sie auf www.weltwoche.ch.

Ihre Weltwoche

**GESTRESST?
ÜBERFORDERT?
ERSCHÖPFT?**

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Michael Bahnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Martin Kappler, Sebastian Scholz (*Assistent*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • ZERMATT
ZURICH

The Breitling Cinema Squad
Brad Pitt
Adam Driver
Charlize Theron

B
BREITLING
1884



LAND

AIR

PREMIER

SEA

#SQUADONAMISSION



Ihre Daten in der Schweiz sichern. Unser Business.

Unsere Rechenzentren in der Schweiz mit
höchster Sicherheitsstufe (Tier-4-Zertifizierung)
bieten Ihrem Unternehmen Schutz vor Daten-
verlusten sowie Schutz vor Zugriffen Dritter
auf Ihre Daten.

[swisscom.ch/IT](https://www.swisscom.ch/IT)

swisscom

KMU



RANGE ROVER VELAR

DER STIL DER AVANTGARDE.



ABOVE & BEYOND



WINNER
WORLD CAR AWARDS
2018 WORLD CAR DESIGN OF THE YEAR



Das stylischste Auto
der Schweiz 2018

Land Rover fährt seiner Zeit immer voraus. Schon 1948 mit dem ersten Land Rover überhaupt und auch mit dem Debüt des Range Rover, der 1970 als erster SUV eine völlig neue Kategorie definierte. Der Range Rover Velar führt diese Tradition auf ausgezeichnete Art und Weise weiter. Innovativ. Intelligent. Inspirierend.

Land Rover geht von jeher neue Wege und ist damit der Massstab für alle SUV.

landrover.ch



AURA

PARADEPLATZ ZÜRICH

Trust
Trust is the greatest
compliment that being loved

TRUST

360°

360°
the perspective of the future

JOY

joy
Find a place inside
there's joy, and that's

Josep

AURA Event Saal



AURA Event Saal



AURA Foyer



AURA 800° Grill Restaurant



AURA Bar & Smoker's Lounge

AURA: Eine Location, vielfache Möglichkeiten für Ihren Anlass

MODERNSTE EVENT LOCATION AUF ÜBER 2'000m² IM HERZEN VON ZÜRICH

Das AURA, direkt am Paradeplatz in Zürich, kombiniert auf verschiedenen Etagen einen Event Saal, ein Grill-Restaurant mit Terrasse direkt am Fluss sowie eine grosse Bar mit Smoker's Lounge.

EVENT SAAL MIT 360° PROJEKTION

Der 450m² grosse Saal bietet durch das hauseigene Mobiliar zahlreiche Set Up- und Bestuhlungsmöglichkeiten für 80 bis 650 Gäste. Die einzigartige 360° Projektion ermöglicht völlig neue Möglichkeiten, Gäste in eine eigene Welt zu entführen oder mit einem Motto zu begeistern. Der hochmoderne und wandelbare Event Saal eignet sich hervorragend für eindrucksvolle Firmenpräsentationen oder Gala Dinners.

Kontakt AURA Event Team:
Tel. +41 44 448 11 47, events@aura-zurich.ch

AURA - 800° Grill & Bar, Event Saal, Club
Bleicherweg 5, 8001 Zürich - www.aura-zurich.ch

URBANE BAR IM ERSTEN STOCK

Bis zu 250 Gäste finden in der stilvoll eingerichteten Bar im ersten Stock für ein Flying Dinner Platz. Für ungezwungene Firmenanlässe und gemütliches Beisammensein, bietet die AURA Bar den perfekten Ort.

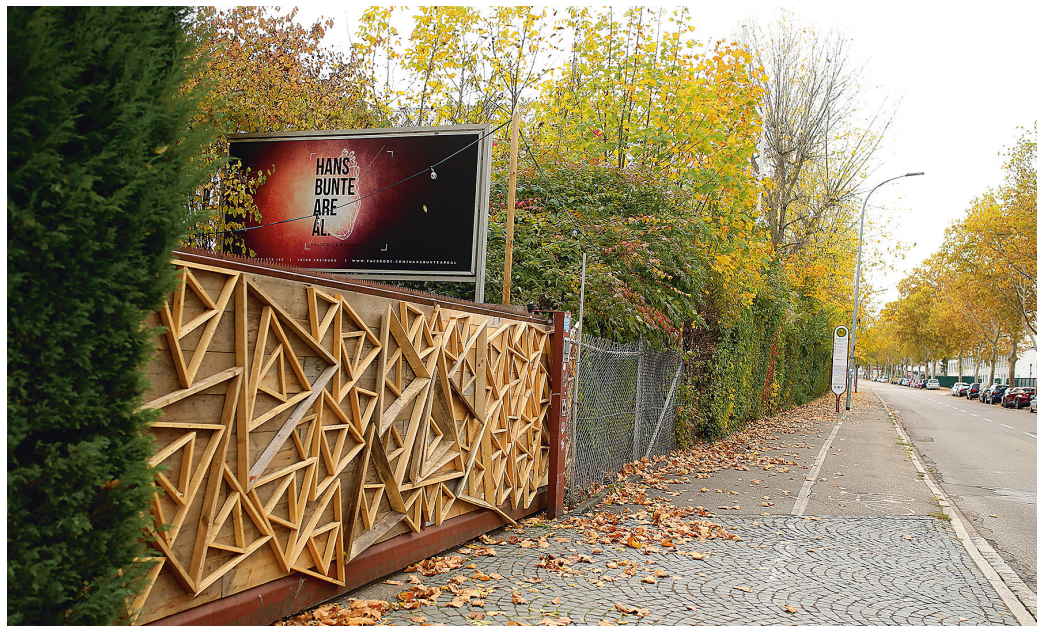
800° GRILL RESTAURANT

Eine Besonderheit in Zürich ist das 800° Grill Restaurant welches für bis zu 100 Gäste Platz bietet. Die Speisekarte überrascht mit ausgefallenen europäischen und internationalen Köstlichkeiten und Grill Spezialitäten von ausgewählten Farmen, mit bester Fleischqualität, perfekt gereift und zubereitet.

Kontakt AURA 800° Grill & Bar:
Tel. +41 44 448 11 44, welcome@aura-zurich.ch

Im Dickicht Freiburgs

Von Michael Bahnerth — Acht Männer vergewaltigten eine 18-Jährige neben einer Disco in Freiburg im Breisgau. Das Opfer lebt, irgendwie. Die mutmasslichen Täter sind festgenommen. Die Stadt ist paralysiert.



«Entsetzliche Tat»: vor dem Technoklub «Hans-Bunte-Areal».

Im Laub des Dickichts, eine grosse Tanzfläche vom Technoklub «Hans-Bunte-Areal» entfernt, liegt eine leere Flasche. Auf dem Etikett steht «Ficken», der Likör ist ein Erzeugnis einer oberschwäbischen Firma und gilt unter jenen, die nicht mehr jugendlich und noch nicht erwachsen sind, als geiler Partyschnaps. In diesem Gestrüpp in Freiburgs nördlicher Industriezone, einer Landschaft mit Gartenzentren, Baumärkten und Autogaragen, vergewaltigten in der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober eine Gruppe von Männern eine 18-Jährige. Von Mitternacht bis vier Uhr morgens.

Drei Tage später informierte das Freiburger Polizeipräsidium, dass eine Frau eine Vergewaltigung angezeigt hätte. Die Meldung ging unter, eine Vergewaltigung pro Wochenende fällt dieser Tage nicht mehr gross auf. Kurz darauf wurde eine 13-köpfige Ermittlungsgruppe ins Leben gerufen. Treffer in der DNA-Datei führten bald zu ersten Festnahmen. Am 25. Oktober hatte die Polizei alle mutmasslichen Täter festgenommen und informierte die Öffentlichkeit. Es handelt sich um sieben syrische Asylanten zwischen 19 und 30 Jahren sowie einen Mann mit einem deutschen Pass. Seither ist Freiburg wieder paralysiert. Weil dort immer wieder Flüchtlinge das tun, was dann alle als eine «entsetzliche Tat» bezeichnen.

Vor dem Klub stehen am 29. Oktober zur Mittagszeit Fernsehteams von Sat1 und RTL. Sie zeigen das Dickicht, interviewen den Klubbesitzer, der froh ist, dass es zu Festnahmen ge-

kommen ist. Sie fahren ins nahegelegene Gundelfingen, wo einer der Täter in einem Asylheim gelebt hat, im ersten Stock rechts. Fahren in den Freiburger Süden zu einem Asylheim, wo junge Syrer rumhängen und fast alle denselben Traum haben: eine deutsche Frau wegen der Papiere, ein Handy, eine Lederjacke, Nike-Sneakers, einen Mercedes und eine Kreditkarte. Manche wollen noch eine Waffe.

Lächelnd mit Maschinengewehr

Nachmittags werden die Boulevardmedien den Freiburger Oberbürgermeister Martin Horn treffen. Seine Pressesprecherin sagt Stunden vorher, dass er nichts Neues sagen würde. Er würde seiner grossen Bestürzung über die abscheuliche Tat nochmals Ausdruck verleihen, und festhalten, dass viele Asylanten in Freiburg gute Menschen seien. Was stimmen mag. Viele Einwohner der Stadt, diesem Bollwerk der Gutmenschen, haben trotzdem die Schnauze voll und fragen sich, welche ihrer blühenden Töchter als Nächste an der Reihe sein könnte.

Der Haupttäter heisst Majd H., ist 21 Jahre alt und Kurde, kommt aus der syrischen Stadt al-Hasaka im Nordosten des Landes, in der die Kurden gegen die IS-Terroristen kämpften. Ob er selbst kämpfte, ist nicht klar. Es gibt Bilder, auf denen er ein Maschinengewehr trägt und lächelt, als ob er gerade einen Krieg gewonnen hätte. 2014 kam seine Familie nach Deutschland. Seit 2015 ist er polizeibekannt. Er dealte,

verprügelte einen Behinderten mit einem Baseballschläger, schaute sich in Zimmern minderjähriger Mädchen Pornos an und nötigte sie, seinen Penis anzufassen. Drei Tage bevor er die 18-Jährige vergewaltigte, wurde ein Haftbefehl gegen ihn erlassen. «Aus ermittlungstaktischen Gründen» sei dieser nicht unverzüglich vollstreckt worden. Die Polizei erhoffte sich, dass Majd H. die Machete sei, die die Polizei durch das Dickicht eines Drogenringes führen würde.

Am Samstag wollte Majd H. feiern, Drogen verkaufen und mit seinem schussbereiten Gewehr zwischen seinen Beinen den Krieger markieren und ein Mädchen mit deutschem Pass vögeln. Wie immer. An der Bar verkaufte er dem späteren Opfer eine Ecstasy-Pille, gab ihr einen Drink aus, in den er K.-o.-Tropfen beimischte. Gegen Mitternacht wollte er der halb Weggetretenen draussen seine Tattoos zeigen. Er führte sie in das Dickicht und reagierte sich ab. Danach schlenderte er zurück in den Klub und sagte seinen Freunden, im Gebüsch da drüben liege eine, die man ficken könne.

Entspannt nach Hause

Über die junge Frau ist nichts bekannt. Man weiss im Grunde nur, dass ihr, obwohl sie überlebt hat, ihr Leben genommen wurde, als sie gerade dabei war, ihrem Leben etwas Ekstase beizumischen. Die 18-Jährige ging mit einer Freundin in den Klub. In den frühen Morgenstunden fiel der Freundin auf und ein, dass ihre Freundin nicht mehr da war. Sie bat einen Freund, sie mit ihr zu suchen. Sie fanden sie auf dem Parkplatz des angrenzenden Baumarktes. Sie lag auf dem Boden, die Kleider, die Strumpfhose und das Top zerrissen, der Körper geschunden. Ein 20-jähriger syrischer Asylant war bei ihr, sagte, er habe sie im Gebüsch gefunden und hierhergebracht. Auch er sitzt in U-Haft. Als das Opfer ihre Freundin sah, soll sie nur noch geschrien haben.

Majd ging danach entspannt nach Hause ins Asylheim. Bilder einer Überwachungskamera zeigen, wie er mit seinem Handy spielt und im Briefkasten nach Post greift. Bis zur Festnahme lebte Majd sein Leben weiter, dealte, schlug, stellte Minderjährigen nach und traf sich hin und wieder mit seiner 17-jährigen Freundin. Er war sich so sicher oder von sich selbst überzeugt, dass er nicht an Flucht dachte.

Nachdem der Bürgermeister seine Statements in die Kameras abgegeben hatte, nachdem der Vater von Majd H. gesagt hatte, sein Sohn sei immer aggressiver geworden, begann die Politik das Verbrechen auszuschlachten. Abends rief die AfD zu einer Kundgebung auf, die von einer Gegendemonstration und einem grossen Polizeiaufgebot begleitet wurde. Während all das geschah, wurde weiter ermittelt. Es ist gut möglich, dass doppelt so viele Männer in jener Nacht ihre Menschlichkeit hinter sich liessen und einen Menschen behandelten, als wäre er bloss ein Stück Fleisch.

Beschleunigung des Übergangs

Von David Schnapp — Der Visionär und Unternehmer Elon Musk hat mit Tesla Mobilitätsgeschichte geschrieben. Die Elektroautofirma meldet endlich einen Gewinn. Dennoch setzen klimafreundliche Autofahrer besser auf den Diesel.



Feinnervig: Investor Musk

Diesmal hat Elon Musk Wort gehalten. Nachdem er im August einen Gewinn für das dritte Quartal 2018 vorausgesagt hatte, konnte er Mitte letzter Woche Fans und Anleger den dritten Quartalsgewinn seit Bestehen von Tesla Inc. bekanntgeben: 312 Millionen verdient der Elektroautohersteller – während im entsprechenden Vorjahresquartal noch ein Verlust von 620 Millionen Dollar verzeichnet wurde.

Nach Anlaufschwierigkeiten und Produktionsproblemen scheint das neue Model 3 erfolgreich ab Band zu laufen. 4300 Fahrzeuge des sogenannten Volks-Teslas, den es ab 35 000 Dollar zu kaufen gibt, verlassen wöchentlich die Werkshallen in Fremont, Kalifornien. Nach den hochpreisigen Model S und Model X, ist das Model 3 der Tesla, welcher der Elektromobilität auf breiter Front zum Durchbruch verhelfen könnte. Über 400 000 Teslas Model 3 sollen bisher vorbestellt worden sein.

Elon Musk, der 47-jährige, exzentrische Unternehmer, hat also wie kein anderer das

Elektroauto vorangebracht. Auch wenn Renault, Nissan oder BMW ebenfalls längst alltagstaugliche E-Fahrzeuge anbieten, gilt Musk als Pionier. Schon 2004 investierte er in die von Martin Eberhard und Marc Tarpenning gegründete Tesla Inc., welche «die Beschleunigung des Übergangs zu nachhaltiger Energie» als Unternehmensziel definiert.

Tiefengeschärfte Vision

Wer aber ist dieser Elon Musk? Laut BBC hat das Kind einer kanadischen Mutter und eines südafrikanischen Vaters schon früh viel gelesen. Als dem Neunjährigen der Lesestoff ausging, soll er sich der «Encyclopædia Britannica» zugewendet haben. Mit zehn habe er sich selbst das Programmieren beigebracht, und mit zwölf verkaufte er ein Computerspiel für 500 Dollar. «Blaster» lässt sich online immer noch spielen. 1999 begann seine unternehmerische Karriere, als er eine mit seinem Bruder gegründete Softwarefirma für 22 Millionen

verkaufte und das Geld in X.com investierte. Die Firma revolutionierte mit Paypal die Art, wie wir im Online-Zeitalter Geld überweisen.

Musk ist heute ein genialer Impulsgeber mit einem feinnervigen unternehmerischen Gespür. Aus dem einst introvertierten Kind ist ausserdem ein hochbegabter Vermarkter geworden. Am 6. Februar dieses Jahres schoss seine Firma SpaceX, die er nach dem Verkauf von X.com gründete, von Startrampe 39A am Cape Canaveral eine Falcon Heavy ins All – die grösste Weltraumrakete zurzeit. Mit an Bord: Musks kirschroter Tesla Roadster, das erste Modell, das die Firma hergestellt hat. Die rund neunzig Tonnen Kerosin, die beim Start einer solchen Rakete verbrannt werden, sind zwar nicht optimal für die CO₂-Bilanz der Elektroautos, aber die Werbewirkung war enorm. Wer Tesla Space bei Google eingibt, bekommt 141 Millionen Suchtreffer gemeldet.

Der ab 2008 gebaute Tesla Roadster war übrigens das erste Automobil, das von einer Batterie aus Lithium-Ionen-Zellen angetrieben wurde. 2012 folgte das Tesla Model S als elektrische Alternative zu Luxuslimousinen wie Audi A8, BMW 7er oder Mercedes S-Klasse. In der Schweiz ist Tesla besonders erfolgreich. Von Januar bis September 2018 wurden hier immerhin ein Model 3, 681 Model S und 483 Model X verkauft, wie die Statistik von *AutoSchweiz* zeigt. Wer in einem Tesla unterwegs ist, beweist Zukunftsglaube und ökologisches Bewusstsein – selbst wenn Tesla-Besitzer gern Privatflugzeuge benutzen und auch sonst nicht ausgesprochen klimafreundlich unterwegs sind, wie eine Studie der Universität St. Gallen gezeigt hat.

Mit felsenfester Überzeugung und einer tiefengeschärfte Vision hat der Unternehmer und Milliardär Musk auf den Erfolg von Tesla hingearbeitet: «Wir werden es möglich machen. Gott ist mein verdammter Zeuge, dass ich wild entschlossen bin, es möglich zu machen», sagte er einmal. Musk ist ein bedingungsloser Optimist, seine Ideen für übermorgen hören nicht beim Elektroauto auf, sondern umfassen auch ein Röhrentransportsystem für Los Angeles, durch das Fahrzeuge katapultiert werden können, oder eben Raumfähren, um das Weltall zu besiedeln.

Und mit SpaceX und Tesla beweist Musk gleichzeitig, dass seine Ideen nicht reine Science-Fiction sind, sondern Bodenhaftung haben. Noch nicht geklärt ist allerdings, wie lange. Denn trotz Quartalsgewinn und neuem

Optimismus an den Börsen ist nicht eindeutig, dass Teslas Erfolg nachhaltig ist. Das *Manager Magazin* zitiert den Ökonomen Erik Gordon von der Universität Michigan: «Die Investoren werden die Ergebnisse sehr genau prüfen, um zu sehen, ob sie nachhaltig sind oder ob Musk trickreich wieder einen anderen Hasen aus dem Hut gezaubert hat, mit Massnahmen, die kein dauerhaftes Wachstum versprechen.»

Eine viel entscheidendere Frage aber ist: Fahren wir in Zukunft wirklich nur noch elektrische Autos? Ist die Elektromobilität überhaupt so massentauglich, wie man sich das weit weg vom industriellen Alltag in Parlamenten, Umweltkonferenzen und Ausschüssen vorstellt? Ein Tesla mag ohne Benzin unterwegs sein, umweltfreundlich ist er deshalb noch lange nicht. Der Experte für Umweltanalysen Rolf Frischknecht hat vor einiger Zeit im Auftrag des «Kassensturzes» von SRF die Umweltbilanz eines Teslas mit einem Suzuki Swift 1.2 verglichen. Bilanz: Der Tesla verursacht pro Kilometer zehn Prozent mehr CO₂ als das Benzinfahrzeug.

Gemäss dem deutschen Umweltbundesamt kann ein Elektroauto den höheren Energieverbrauch bei der Herstellung «bei einer mittleren Lebensfahrleistung von 168 000 km etwa ausgleichen», wie kürzlich im *Spiegel* zu lesen war. Das ist angesichts des Hypes keine Bilanz, bei der gleich Konfetti fliegen und Champagnerkorken knallen sollten.

Vor allem die Batterieproduktion ist extrem energieintensiv. Hergestellt werden die Zellen meist in China oder Südkorea von Giganten wie Samsung oder LG. Um die europäischen Hersteller zu beliefern, baut nun Samsung in Osteuropa neue Batteriewerke – weil dort günstiger Strom aus fossiler Energie zur Verfügung steht, wie der *Spiegel* berichtet. Wichtige Rohstoffe für die Akkus, nichts anderes als gigantische Handybatterien, sind ausserdem seltene

Erden wie Lithium und Kobalt. Der Abbau von Kobalt erfolgt hauptsächlich in Minen im Krisenland Kongo, wo die Arbeitsbedingungen nicht durchgehend europäischen Gewerkschaftsstandards genügen dürften.

Warteschlangen vor der Ladestation

Und dann ist da noch die Sache mit dem Strom. Nur ein Tesla, der mit erneuerbarer Energie versorgt wird, ist ein guter Tesla. Denn das 2,6 Tonnen schwere Auto mit bis zu 700 PS verbraucht pro Jahr so viel Energie wie drei Wohnungshaushalte mit je drei Bewohnern. Das hat die *Aargauer Zeitung* am Beispiel des Tesla-Dienstfahrzeugs von Energiesparministerin Doris Leuthard vorgerechnet.

Deren Energiegesetz verlangt bis 2035 eine Pro-Kopf-Stromverbrauchssenkung um 13 Prozent. Nimmt der Elektroautoanteil aber so zu, wie sich das Beamte und Politiker in ihren Reissbrettvisionen vorstellen, wächst der Stromver-

Ein Tesla mag ohne Benzin unterwegs sein, umweltfreundlich ist er deshalb noch lange nicht.

brauch exponentiell an. Zusätzlich sechs Terawattstunden – die Jahresproduktion des KKW Beznau –, rechnet der Mobilitätsexperte Christian Bach von der Empa in der *Aargauer Zeitung* vor. Woher aber soll der viele schöne, also CO₂-freie Strom kommen, wenn bis dahin alle Kernkraftwerke abgeschaltet wurden und Wind und Sonne die fehlenden Kilowattstunden gerade nicht produzieren mögen?

Und viele Elektroautos machen viele praktische Probleme: Einen Tesla kann man an einer der Supercharger-Ladestationen entlang der Hauptverkehrsachsen innert rund zwanzig Minuten zu 80 Prozent aufladen, was etwa 400 Kilometer Reichweite ermöglicht. Die Leistung

der Ladesäule sinkt, je mehr Fahrzeuge gleichzeitig am Strom hängen, Lade- und Wartezeiten werden länger. Sollten bis 2050, wie in gewissen Planspielen vorgesehen, 40 Prozent Elektroautos in der Schweiz unterwegs sein, könnten sich vor Ladestationen lange Warteschlangen bilden.

Selbst dann, wenn es bis dahin sehr viel mehr öffentliche Ladestationen gibt als heute. Im linksgrünen Ballenberg Zürich etwa tut man sich ja schwer damit. Denn auch ein Elektroauto ist ein Auto, also böse, also darf man es nicht durch Ladeinfrastruktur dazu einladen, in die Stadt zu fahren.

Den Tank eines effizienten Dieselfahrzeugs zu füllen, dauert hingegen bloss zwei, drei Minuten. Die Reichweite mit vollem Tank beträgt meist weit über 1000 Kilometer. Das Dieselauto hat zwar gewisse Imageprobleme. Diese sind, zumindest teilweise, eher auf Hysterie als auf seriöse Prüfung der Fakten zurückzuführen. Denn wer es ernst meint mit der Senkung des CO₂-Ausstosses, was ja als Universalheilmittel gegen die Klimaerwärmung gilt, und wer gleichzeitig eine gut verfügbare, einfach zugängliche, praxisnahe Treibstoff-Infrastruktur voraussetzt, kommt um den Diesel nicht herum.

Die Technologie ist viel besser als ihr Ruf, moderne Systeme, nach Euro-Norm 6d, stossen – leicht zugespitzt ausgedrückt – hinten fast sauberere Luft aus, als dass sie vorne ansaugen. Seit 2006 ist der Treibstoffverbrauch bei Dieselaautos um 23,6 Prozent gesunken, wie Informationen des Bundesamtes für Energie und des TCS zeigen. 2016 verbrauchte danach ein durchschnittlicher Diesel noch 5,19 Liter auf 100 Kilometer. Bei Benzinfahrzeugen beträgt dieser Wert 5,88l/100 km. Kurz: Für das Klima ist Diesel besser als Benzin. Und bei Berücksichtigung der Herstellung (Well-to-Wheel) sind manche Diesel besser als Elektroautos.



FALLS WIR ÜBER SIE
NOCH NIE GESCHRIEBEN
HABEN, SOLLTEN SIE
VIELLEICHT ANFANGEN,
BILANZ ZU LESEN.

Die spannendsten Seiten der Wirtschaft.

Hier für
Newsletter
anmelden:



Personenkontrolle

Parmelin, Maurer, Berset, Stolkin, Büchel, Quadroni, Stüssi, Landolt, Imeri, Silberschmidt, Anliker, Clinton, Trump

Guy Parmelin, Flugzeugbeschaffer, lässt sich nicht beirren. FDP und CVP hatten seine Pläne kritisiert, die Beschaffung neuer Kampfjets und Boden-Luft-Raketen in einem acht Milliarden Franken teuren Gesamtpaket den Stimmbürgern zu unterbreiten. Sie verlangten eine Aufspaltung der Vorlage in einen Teil Kampfjet- und einen Teil Boden-Luft-Raketen-Beschaffung. Am Mittwoch präsentierte Parmelin seine Vorlage dem Bundesrat, wobei er nicht von seinem Plan abrückte. Das gibt im Bundeshaus zu reden. Immerhin sagt man Parmelin nach, er wolle nach den Bundesrats-Ersatzwahlen im Dezember das Departement wechseln. Ausbaden müsste seinen Entscheid dann seine Nachfolgerin oder sein Nachfolger – was im VBS schon fast Tradition hat: Auch Parmelin selber musste schliesslich **Ueli Maurers** verunglücktes Kampfjetprojekt übernehmen. (*hmo*)

Alain Berset, Vollblutpolitiker, tut sich schwer mit den juristischen Tricks, die bei Urnengängen langsam an der Tagesordnung sind. Das liess der Bundespräsident in der SRF-«Abstimmungs-Arena» zu den Versicherungsdetectiven durchblicken. Die Gegner der Vorlage rund um den Anwalt **Philip Stolkin** haben gegen das Abstimmungsbüchlein vor Bundesgericht Beschwerde eingelegt, da es ihrer Ansicht nach irreführende Angaben enthält. Es gebe eine Tendenz, dass man vor Abstimmungen immer häufiger das Bundesgericht einschalte, beklagte sich Sozialdemokrat Berset. Er selber dagegen «habe lieber politische Debatten». Einen Zwischensieg kann der Bundesrat bereits verbuchen: Das Bundesgericht hat diese Woche entschieden, dass die Bundeskanzlei das beanstandete Abstimmungsbüchlein an die Haushalte ausliefern darf. Ob der Bundesrat darin irreführend informiert, wird man in Lausanne später beurteilen. (*fon*)

Roland Büchel, Geschichtsforscher, investierte etliche Nachtstunden ins Studium seiner längst archivierten Akten. Als es allenthalben hiess, die National- und Ständeräte seien vom Bundesrat längst über die New Yorker Vorbereitungsarbeiten zum Uno-Migrationspakt informiert worden, schaute Büchel am Wochenende die abgelegten Protokolle der Aussenpolitischen Kommission durch. Zumal



Unbeirrbar: Guy Parmelin.



Zwischensieg: Alain Berset (r.).



Phänomen der Rebellion: Andri Silberschmidt.

auch die letzte *NZZ am Sonntag* behauptete, das Parlament sei «seit 2016 notabene mehrmals über den Verlauf der Verhandlungen informiert» worden. Das Fazit der Recherchen von SVP-Nationalrat Roland Büchel lautet wie folgt: «Ich habe in den Protokollen der Aussenpolitischen Kommission bis zum Sommer 2018 keine Informationen à la *NZZ* über einen Uno-Migrationspakt gefunden. Und ich war immerhin von 2015 bis 2017 Kommissionspräsident.» (*mö*)

Adam Quadroni, Pleitier, erfreut sich im Flachland weiterhin grosser Beliebtheit. Der gescheiterte Unternehmer und Whistleblower in der Engadiner Bauaffäre ist von der Ringier-Axel-Springer Zeitschrift *Beobachter* für den Prix Courage nominiert worden. In seiner Heimat reibt man sich die Augen. Quadroni zog die halbe Talschaft über den Tisch, bezahlte Rechnungen nicht und brachte sogar seine Geschwister um ihr Erbe («Die Legende vom heiligen Adam», *Weltwoche* Nr. 22/18). Wie kürzlich bekannt wurde, trickste auch die Eidgenössische Wettbewerbskommission (Weko),



Unter Tricksern: Adam Quadroni.



Macht Trump glücklich: Hillary Clinton.

die ein Verfahren gegen mehrere Firmen einleitete. In einem «Presserohstoff» vom 26. April 2018 schrieb die Weko von 300 bis 400 betroffenen Objekten, der Schaden für die Auftraggeber gehe in die Millionen. Nach einer Intervention eines der betroffenen Unternehmen korrigierte die Weko diese offenbar irrigen Behauptungen klammheimlich. Sie stellte Mitte Oktober eine neue Version des «Rohstoffs» ins Netz, allerdings ohne dies zu erwähnen und ohne das Datum vom April zu ändern. Der für die Falschmeldung verantwortliche Weko-Mann **Frank Stüssi**, Leiter der Abteilung Bau, ist inzwischen sogar befördert worden: Er ist zum Kommunikationschef aufgestiegen. (*gut*)

Martin Landolt, Verwalter des Rückschritts, verortete kürzlich im Interview mit der *NZZ* seine BDP als «Partei der progressiven Mitte». Ganze sieben Mal repetierte er im Gespräch das Progressive (gemäss Duden: fortschrittlich oder sich entwickelnd). Denkbar ungelegen kommen da die Abwanderungsgelüste seines Thurgauer BDP-Kantonsrats **Alban Imeri**.

Der 27-Jährige wechselt zur SP. Angesprochen auf ein allfälliges Nachwuchsproblem, gibt sich der BDP-Präsident gegenüber dem Newsportal *Nau.ch* gewohnt optimistisch zukunftsorientiert: Junge sähen die BDP als «progressive Mittepartei», so Landolt. Man darf die kommenden Wahlen und weitere richtungsweisende Schritte der BDP gespannt erwarten – in welche Richtung auch immer. (zr)

Andri Silberschmidt, politischer Zauberlehrling, ist mit dem Phänomen der parteiinternen Rebellion konfrontiert. Der Präsident der Jungfreisinnigen Schweiz, der auch als Zürcher Gemeinderat amtiert, hat in seiner Zürcher Kantonssektion eine empfindliche Niederlage erlitten. Anders als die Jungfreisinnigen Schweiz unterstützen die Zürcher Jungfreisinnigen die Selbstbestimmungs-Initiative und sind gegen die Steuerreform mit AHV-Finanzierung (Staf). Silberschmidt hatte eigens eine Gemeinderatssitzung verlassen, um seine Sektion hinter die Staf-Vorlage zu scharen. Sein Plädoyer überzeugte nicht: In der Abstimmung unterlag Silberschmidt 2:21, seine eigene Stimme mit einberechnet. (fsc)

Stephan Anliker, Surrealist, gibt sich gegenüber dem *Tages-Anzeiger* optimistisch hinsichtlich des geplanten Stadions im Hardturm. Laut dem Präsidenten der Zürcher Grasshoppers sollen bei einem Ja der Zürcherinnen und Zürcher künftig 9000 bis 10 000 Fans pro Spiel in den modernen Fussballtempel pilgern. Eine beachtliche Steigerung zu den gegenwärtig «rund 7000» Matchbesuchern. Und auch diese Zahl ist schon äusserst grosszügig bemessen, beträgt die Zuschauerzahl von GC in Tat und Wahrheit knapp 4500 Seelen pro Spiel, das Zürcher Derby als einzigen Zuschauermagnet einmal ausgeklammert. Und warum überhaupt der erhoffte Andrang? «Mehr Fans dank Stadion», so Anliker, worauf er mit einem gewagten Dreisatz automatisch auf sportliche «Höhenflüge» seiner Mannschaft schliesst, «Hexenkessel» sei Dank. Zur Erinnerung: Derzeit belegen die kriselnden Grasshoppers den zweitletzten Tabellenplatz. Was auch immer die Argumente für das Zürcher Stadion sind – die fussballerische Leistung von GC ist keines. (zr)

Hillary Clinton, Demokratin, hat offenbar noch immer nicht alle Ambitionen begraben, dereinst noch einmal ins Weisse Haus einzuziehen. In einem Fernsehinterview nach einer Kandidatur für die Präsidentschaftswahlen 2020 gefragt, wick die 71-Jährige zunächst aus, um dann zu sagen: «Ich wäre immer noch gerne Präsidentin.» Die Reaktion von Präsident **Donald Trump** (72) liess nicht lange auf sich warten: Er wäre «sehr glücklich» über Hillary als Gegenkandidatin, sagte er auf Fox News. (fsc)

Nachruf



Mit den Spielern auf du: Srivaddhanaprabha.

Vichai Srivaddhanaprabha (1958–2018) — Das fabelhafte Fussballmärchen, der Meistertitel des Provinzklubs Leicester City in der Premier League, endet zwei Jahre später in einer ebenso unvorhersehbaren Katastrophe. Der Klubbesitzer, der thailändische Milliardär Vichai Srivaddhanaprabha, kam am vergangenen Samstagabend in den Flammen seines privaten Helikopters ums Leben. Es handelte sich um den ersten Totalcrash eines Apparats des Typs Agusta Westland AW169. Beim Unglück starben alle fünf Personen an Bord, auch eine ehemalige Schönheitskönigin. Die Maschine startete nach Spielschluss, Leicester hatte gegen West Ham in letzter Minute zum 1:1 ausgeglichen, wie üblich aus dem Anstosskreis des Fussball-

rasens; dem Piloten gelang es noch, die taumelnde Maschine aus dem Publikumsbereich der Osttribüne zu manövrieren und eine grössere Tragödie abzuwenden. Srivaddhanaprabha stammte aus einer chinesisch-thailändischen Familie; der Name ist ein Ehrentitel, den ihm König Bhumibol 2012 verlieh und bedeutet «das Licht des fortschreitenden Ruhms». Er hatte bescheiden im Lederhandel angefangen und im Tourismusboom eine Kette von Duty-free-Läden aufgezo-gen.

An England faszinierte ihn Polo, das er selber praktizierte, bevor er auch den Fussball entdeckte. Der Asiate, der in Londons Nobelviertel Belgravia lebte, kaufte den Zweitdivisionsklub in der kriselnden Stadt mit dem höchsten Ausländeranteil Englands und bewies, anders als die meisten Oligarchen, Scheichs und Finanzhaie, die sich die Premier League kauften, haus-hälterische und dennoch weitsichtige Tugenden. Er nannte es sein buddhistisches Karma. Als Trainer holte er den Italiener Claudio Ranieri, der aus Nobodys einen Favoritenkiller bastelte. Vichai blieb stets im Hintergrund, aber er kümmerte sich um die Stadt und baute ein Kinderspital. Mit den Spielern stand er auf Du, nach dem Gewinn der Meisterschaft schenkte er jedem einen BMW. Der Star Jamie Vardy, ein Raubein aus der Unterklasse, lud ihn zur Hochzeit ein, und die Universität verlieh ihm den Ehrendoktor. In Thailand indes erwartete ihn ein Prozess wegen Steuerhinterziehung. Es geht um die Summe, die ihn Leicester kostete. *Peter Hartmann*



«Wie wird das Risiko von heute zur Chance von morgen?»

Annelis Lüscher Hämmerli
Chief Risk Officer
Swiss Life Asset
Managers
zum längeren, selbstbestimmten Leben



Wie ich den Generalstreik niederschlug

Von Ulrich Wille — Am 14. November 1918 hat die Streikleitung kapituliert.

Dass das Land dies ganz allein mir verdankt, wissen die meisten nicht und will niemand wissen. Das ist mir egal, wenn nur die Sache erreicht ist.

Besonderen Dank für die Bewahrung unseres Landes vor den Schrecknissen des Weltkriegs verdiene ich nicht. Wohl aber verdiene ich den Dank dafür, dass ich nach Abschluss des Weltkriegs unser Land vor den Schrecknissen des Bürgerkriegs bewahrt habe.

Das ist etwas, das jedermann im Schweizerland, der sich mit den öffentlichen Dingen beschäftigt, wissen kann, aber sich – wie ein Staatsverbrechen – hütet, es laut auszusprechen.

Nur einzelne haben es in der Absicht, mir eine Freude zu machen, unter vier Augen, in Privatbriefen anerkannt. Aber in der einzigen mir bekannten geschichtlichen Darstellung des Revolutionsversuchs vom November 1918 in Zürich («Zürcher Taschenbuch» für 1923) wird das entschlossene Handeln der Zürcher Regierung und des von mir hingeschickten und genau nach meinen Weisungen handelnden Platzkommandanten Oberst Sonderegger als die Rettung des Vaterlandes hingestellt. Nicht einmal mein Name kommt in der Abhandlung vor. Und keiner von den vielen, die genau wussten, wie sich die Dinge verhielten, fühlte sich durch sein Gewissen verpflichtet, die Fälschung der geschichtlichen Wahrheit richtigzustellen. [...]

Ich will nicht sagen, dass der Bundesrat nicht gewillt war, das ihm Mögliche gegen die unserer staatlichen Existenz gefährlichen Strömungen im Volk zu sagen und Richtiges in den das Volk beeinflussenden Kreisen zu tun. Aber das, was ihnen und ebenso den hinter ihnen stehenden Führern der Parteien als alleine möglich erschien, war, durch freundliches Nichtbeachtenwollen der ganzen inneren Bedeutung der Störungen, durch nachsichtige Beurteilung der Vorkommnisse und überhaupt durch Palliativmittel jeglicher Art zu beruhigen, während solches in dieser Zeit gerade gegenteiligen Effekt haben musste. Denn in dieser Zeit konnte es gar nicht anders als als Zeichen der Schwäche aufgefasst werden.

Nur Sozialisten waren ehrlich

So lag ganz alleine auf meinen Schultern die mir durch das Gesetz und durch mein Pflichtenheft auferlegte Pflicht, «Ruhe und Ordnung im Innern aufrecht zu erhalten». Das eigentlich selbstverständliche Zusammenarbeiten der normal dafür bestellten Zivilbehörden und des für die anormale Kriegszeit

ergänzend hinzutretenden Armeekommandos fand nicht statt.

Aber was dem Armeekommando seine Aufgabe, «Ruhe und Ordnung im Innern aufrecht zu erhalten», ja sogar die andere Aufgabe, «die Grenzen zu schützen», erschwerte, war, dass die Armeeleitung bei Bundesrat und Bundesversammlung keine Rückendeckung hatte. Weder vom Bundesrattisch noch von der Bundesversammlung wurde während den vier Jahren, in denen



der Armee Schutz der Grenzen und Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung oblag, aus eigener Initiative den demagogischen Treibereien entgegengetreten, die die Befähigung der Armee für die eine wie die andere Aufgabe gefährdeten. Von denen, die diese Treibereien unternahmen, waren nur die Sozialisten ehrliche Leute. Sie machten kein Hehl daraus, dass dies ihr Zweck sei. Aber die grosse Mehrzahl derer, die den bürgerlichen Parteien angehörten und denen die Liebe zum Vaterland höchstes Gebot war, hatten keinen andern Gedanken, als sich den durch die lange, langweilige Grenzbesetzung und durch die wirtschaftlichen Folgen des Weltkrieges missmutig gewordenen Wählern als Freunde zu zeigen und sie zu hindern, zu den Sozialisten überzugehen. Dass sie dadurch den inneren Halt der Armee zermürbten, ihre Widerstandskraft gegenüber den Anforderungen des Krieges in Frage stellten, war ihnen ganz gleichgültig.

Die Führer der internationalen sozialistischen Partei Europas hatten 1915 in Zimmerwald und 1916 in Kiental Kongresse abgehalten, auf denen sie sich über das taktische Verhalten ihrer Partei verständigten. Schon nach dem ersten dieser Kongresse setzte mich



Im Bewusstsein der Souveränität: mit Hodler, 1915.

das Verhalten der sogenannten Jungburschen der Partei und überhaupt des ganzen extremen linken Flügels (Kommunisten und Anarchisten) in unseren grösseren Industriebetrieben in die Lage, klar zu erkennen, was die rote Internationale durch den Weltkrieg zu erreichen hoffte und welche Taktik sie zur Erreichung dieses Ziels einschlagen wollte: Das Emporwachsen der Weltrevolution aus dem Weltkrieg war ihr Ziel, und der beschlossene Feldzugsplan war, damit in unserer kleinen demokratischen, in der Mitte zwischen den einander zerfleischenden Grossmächten gelegenen Republik den Anfang zu machen; von hier aus könne die Revolution in die grossen Nachbarländer getragen werden. [...]

Vorbeugen, vorbeugen, vorbeugen

Aus dem Dargelegten geht hervor, dass ich während den vier Jahren des Weltkriegs nicht bloss der Verletzung unserer Neutralität durch

Es musste das ganze kleine Land mit einem Mal rasch in die Hand gebracht werden.

die Kriegführenden, der Zerstörung unserer Wehrkraft und der Gefährdung von Ruhe und Ordnung im Innern vorzubeugen hatte, sondern auch dem unverständigen Denken und Handeln der Mächtigen im Lande. Je länger der Krieg dauerte, desto entschiedener wurde die Erkenntnis der Sozialisten und der Weltschen, dass die Person des Generals das stärkste Hindernis zum Erreichen des Zieles sei, das sie für ihre Partei erstrebten. [...]

Wie schon erwähnt, war auf den Kongressen der Internationale, auf denen die in Zürich als Flüchtlinge weilenden Lenin und Trotzki die erste Violine spielten, beschlossen worden, dass die allgemeine Weltrevolution in der Schweiz ihren Anfang nehmen solle. Bevor der Moment gekommen war, in dem die Führer losschlagen wollten, kam die Revolution in Russland, zu der die Herren Lenin und Trotzki mit Hilfe der deutschen Regierung heimeilten. Sehr bald hatten sie dort die vernünftigen, ihr Vaterland liebenden Männer aus der Regierung der jungen Republik vertrieben, und es begann das Schreckensregiment der «bolschewistischen Freiheit». Mit viel Geld ausgerüstet, kamen deren Sendlinge in alle durch das Elend der vier Jahre Krieg verwüsteten Länder Europas, um überall eine Welt-



Irregeleitete Genossen, verängstigte Bürger: General Wille, gemalt von Ferdinand Hodler.

revolution zu entfachen. Jetzt war der Moment gekommen, um bei uns den richtigen, für das Gelingen der Sache entscheidenden Anfang zu machen: Es musste das ganze kleine Land mit einem Mal rasch in die Hand gebracht werden. Und die Gewähr für das Gelingen erblickten sie in der ihnen wohlbe-

kannten Zughaftigkeit der aus der direkten Volkswahl hervorgegangenen Behörden. Als Mittel wurde der Generalstreik gewählt.

Schon Jahre vorher, als ich den Bundesrat auf das aufmerksam machte, was nach meiner Überzeugung in Zimmerwald und in Kiental beschlossen worden war, habe ich ausgespro-

chen, dass bei der Wesensart unseres seit Jahrhunderten an Selbstregierung gewöhnten Volks gar nicht gefürchtet werden müsse, dieses lasse sich in die soziale Revolution hineinzwängen. Aber die in die Tat umgesetzte Absicht werde doch Unruhe, Störung des inneren Gleichgewichts des Volkes, vermehrte Zag-

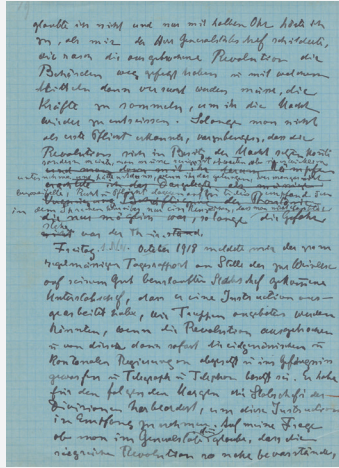
Das Vermächtnis des Generals

Ulrich Wille spielte im Generalstreik von 1918 durch sein bestimmtes Handeln eine wichtige Rolle. Dies wollte er gegenüber seinen Nachkommen schriftlich festhalten. *Von Hans Rudolf Fuhrer*

Carl Helbling hat als Erster von 45 Quartblättern des Generals gesprochen, dem «Blauen Memorial». Er habe es handgeschrieben in der Qualität eines zu überarbeitenden Entwurfs im Wille-Archiv im Haus «Mariafeld» in Feldmeilen gefunden. Dieses Memorial sei als Manuskript für Kinder und Enkel gedacht gewesen. Ihnen überliess Wille die Veröffentlichung, falls eine solche Staat und Volk dienlich sein könnte – aber keinesfalls im Glauben, es seiner Person schuldig zu sein, damit sein Verdienst um die Rettung des Landes vor dem Umsturz ins rechte Licht gerückt werde. In jenem sarkastischen Ton, den der General oft anschlug, wenn er seine Emotionen nur mit Mühe beherrschen konnte, schrieb Wille 1924, wenige Monate vor seinem Tod: «Ob mir die Nachwelt die Gerechtigkeit erweist, die mir die Mitwelt versagt, ist mir ganz gleichgültig.»

Abrechnung mit sich selber

Dieses Vermächtnis des Generals, der in vier Kriegsjahren und speziell während des Landesstreiks vom November 1918 seine Aufgabe als Oberbefehlshaber in seinem besonderen Sinne auffasste, ist bis heute der Öffentlichkeit nicht freigegeben worden. Das ist nicht verwunderlich, denn Niklaus Meienberg hat aus seinem fragwürdigen Diebstahl von Akten eine reisserische, aber vielbeachtete Serie in der *Weltwoche* und später ein Buch gestaltet. Meienbergs Tat hat den Zugang zum Privatarchiv verschlossen. Auf mein Gesuch hin hat mir die Familie Wille gestattet, das Dokument im Sinne einer Ausnahme zu publizieren. Ich fasse dies als Vertrauensbeweis auf, und ich bin bis heute in meinen Studien sorgfältig mit dem Material umgegangen. Für die Publikationsmöglichkeit danke ich und freue mich, der Öffentlichkeit dieses Zeitdokument zum hundertsten Gedenkjahr des Landesstreiks zugänglich machen zu können. Eine Öffnung des Wille-Archivs in irgendeiner Form ist auf 2025 geplant –



«Meine Lebensaufgabe ist erfüllt.»

zum hundertsten Todesjahr des Generals.

Das «Blaue Memorial» zeigt einen Ulrich Wille, der überzeugt war, im Interesse des Landes so und nicht anders handeln zu müssen. Beim ersten Teil geht es um eine subjektive Rückschau auf seine Tätigkeit. Der zweite Teil beleuchtet die wichtigsten Ereignisse und Entscheidungen vom November 1918.

Willes Schilderungen zeigen in eindrücklicher

Weise die Persönlichkeit des Generals. Die teilweise scharfen Urteile sind von einem Mann verfasst, der von vielen im Stich gelassen worden ist. Ich habe in meinem Buch «General Ulrich Wille, Vorbild den einen – Feindbild den anderen» zeigen können, dass eine harte Schale einen weichen Kern verbarg. Dieses Bild zeigt sich auch in einem Brief an Tochter Isi Anfang des Jahres 1924, in dem auch das «Blaue Memorial» entstanden ist: «Meine berechnete Freude und Stolz über Euch alle ist so gross, dass ich habe doch das Gefühl, dass ich kein Recht mehr dazu habe. Meine Lebensaufgabe ist erfüllt, ich fühle mich unnützlich in der Welt, und meiner Wesensart sagt nicht zu, dass Liebe und Respekt sich bemühen, mich das nicht fühlen zu lassen.»

In einer Stimmung der Güte, von der er einmal sagte, sie sei die schönste Zierde der Stärke (man lese den Beitrag von Lea Moliterni über Ulrich Willes Gnadenpraxis im soeben erschienenen Buch «Am Rande des Sturms»), sind die Seiten nicht durchwegs geschrieben. Das «Blaue Memorial» ist vor allem die innere Abrechnung mit sich selber. Hundert Jahre nach dem Landesstreik ist es Zeit, das Geheimnis um dieses Dokument zu lüften und seinen Inhalt kennenzulernen. Es handelt sich um das Zeitzeugnis eines in höchster Verantwortung handelnden Menschen, der es seiner Um- und Nachwelt oft nicht leichtgemacht hat.

Hans Rudolf Fuhrer war Dozent für Militärgeschichte an der Universität Zürich sowie an der Militärakademie der ETH.

haftigkeit der Behörden und Beschlüsse derselben zur Folge haben, die das wirtschaftliche Gedeihen störten. Deswegen müsse, sobald erkenntlich sei, dass die Absicht zur Tat werden wolle, dem gleich vorgebeugt werden. Aber dass jetzt der Generalstreik komme mit dem Ziel, unsere staatlichen und gesellschaftlichen Zustände über den Haufen zu werfen, glaubte ich nicht. Und nur mit halbem Ohr hörte ich zu, als mir der Herr Generalstabschef schilderte, wie rasch die ausgebrochene Revolution die Behörden weggefegt habe und mit welchen Mitteln dann versucht werden müsse, die Kräfte zu sammeln, um ihr die Macht wieder zu entreissen. Man erkannte nicht als erste Pflicht, vorzubeugen, dass die Revolution sich nicht in Besitz der Macht setzen konnte und man dann mit ihr darum kämpfen müsse, sondern meinte, man müsse resigniert abwarten, ob sie es wirklich unternehme, und hätte erst dann, wenn ihr das gelungen, was man gar nicht bezweifelte, Recht und Pflicht, dagegen vorzugehen. Ich erachtete diese Beurteilung als müssiges Vergnügen, als Beschäftigung der Phantasie, als Kennzeichen, dass man nicht glaubte, die Gefahr stehe vor der Tür. [...]

Meine Absicht war gewesen, vorzubeugen, das heisst den Ausbruch des Generalstreiks in den Hauptorten zu verhindern. Dafür mussten die Truppen frühzeitig aufgeboten werden und mussten zur Stelle sein, bevor von den Anführern des Generalstreiks der Befehl ergehen konnte, in den öffentlichen Betrieben die Arbeit einzustellen und durch Demonstrationsumzüge und durch Volksversammlungen den geplanten Umsturz der staatlichen Ordnung einzuleiten. Wie ich die Wesensart unseres Volkes beurteile, war ich ganz überzeugt, dass, sowie es zur Erkenntnis gebracht wurde, dass die Staatsgewalt dies nicht dulden werde, unser Volk sich dazu nicht verleiten lassen werde. Nach meiner Wahrnehmung macht unser Volk – im Bewusstsein seiner Souveränität – seiner Regierung die Pflicht der Aufrechterhaltung der Ordnung ganz gerne etwas sauer. Sowie es aber erkennt, dass die Regierung ernsthaft entschlossen ist, dies nicht zu dulden, gibt es die Absicht gleich auf. Es freut sich darüber; es ist stolz darauf, dass seine Regierung sich von ihm nicht einschüchtern lässt, sondern von ihm die Respektierung der Ordnung verlangt, die es sich selbst gegeben. [...]

Verhängnisvolle Torheit

Die durch den Widerstand des Bundesrats gegen mein Wollen um drei Tage verspätete Aufbietung der Truppen hatte als erste Folge, dass dieses Truppenaufgebot die Proklamierung des Generalstreiks nicht verhindern konnte. Dies war das Erste, was ich von ihm erhofft hatte. Proklamierung des Generalstreiks und Truppenaufgebot fielen so ziemlich zusammen. Jetzt musste vorgebeugt werden,

dass der in Szene gesetzte Generalstreik nicht zu dem führte, wofür er gemäss dem Auftrag des Herrn Lenin in Szene gesetzt worden war. Dafür war notwendig, den Herren Anführern, den von ihnen irreführten Genossen und den verängstigten Bürgern zu zeigen, dass die Regierung in keiner Richtung, weder im Guten noch im Bösen, davon beeinflusst wäre, sondern in aller Gelassenheit fortfahre, ihre durch die Interessen der Allgemeinheit gebotenen Pflichten zu erfüllen. Es ist eine verhängnisvolle Torheit, zu glauben, dass das zur Aufrechterhaltung der Ordnung notwendig gewordene Truppenaufgebot gleich benutzt werden müsse, um mit Waffengewalt die Auführer zu Paaren zu treiben; es ist das letzte Mittel, das gebraucht werden darf. [...]

Als der Generalstreik ausgebrochen war, war das Erste, Notwendigste, Eisenbahnen doch fahren zu machen, und zwar, wenn immer möglich, in der gleichen Stunde, in der der Generalstreik seinen Anfang nehmen sollte, der nach der Absicht und dem Glauben der Führer der revolutionären Bewegung den Eisenbahnbetrieb unmöglich machen wollte. Als am frühen Nachmittag des Vortages mir der Generalstabschef vor Beginn des Generalstreiks Vortrag über die allgemeine Situation hielt, sagte ich ihm dies und legte ihm dar, was alles getan werden müsse, damit am frühen Morgen Eisenbahnzüge vom Bahnhof Bern

und auch von anderen grösseren Bahnhöfen ausliefen. Ich gab ihm auf, den Generaldirektor der Eisenbahnen zu mir zu schicken, damit ich ihm die betreffenden Weisungen gäbe. Als ich dann aber im Verlauf unserer Unterhaltung erkannte, dass der Generalstabschef meine Absicht als Beiseiteschieben seiner Kompetenzen empfand, ersuchte ich ihn, den bezüglichen Befehl dem Generaldirektor der Eisenbahnen zu geben.

Am folgenden Morgen um sieben Uhr schickte ich einen – aus seinem bürgerlichen

Das Erste, Notwendigste war es, Eisenbahnen doch fahren zu machen.

Beruf mit dem Eisenbahnbetrieb vertrauten – Offizier meines persönlichen Stabes zum Bahnhof Bern, um mir Bericht zu machen, wie meinem Befehl nachgelebt werde. Dieser kam zurück mit der Meldung, dass absolut nichts geschehen sei, um den Betrieb aufrecht zu erhalten. Es sei kein bezüglicher Befehl an den Bahnhofvorstand oder an den Betriebschef auf dem Bahnhof Bern gekommen. Aber nach der Erklärung des Bahnhofvorstands Bern sei daselbst genügend beim Streik nicht mitmachendes Personal vorhanden, um sofort einen Zug und später noch mehrere abfahren lassen

zu können. Darauf liess ich sofort den Generaldirektor zu mir kommen und belehrte ihn über die ungeheure Bedeutung der Besiegung des Generalstreiks für unser Land, wenn der Bahnbetrieb aufrecht erhalten werde. Ich verlangte von ihm, dafür zu sorgen, dass beförderlichst ein Zug aus dem Bahnhof Bern und auch aus anderen Bahnhöfen auslaufe und daraus wieder ein regelmässiger Bahnverkehr entstehe, und stellte ihm zur Ergänzung des Betriebspersonals sachkundige Mannschaft aus der Armee und zum Schutz des Betriebes Detachement zur Verfügung.

Nach einer Stunde erhielt ich die Meldung, dass ein Zug aus dem Bahnhof Bern abgelaufen sei. Sehr bald kamen die Meldungen von anderswo, und bis zum folgenden Tage war ziemlich überall wieder ein regelmässiger Bahnbetrieb, wenn auch in sehr beschränktem Umfang, im Gang. Damit war der Generalstreik mit seinen hochfliegenden Plänen und alles, was Lenin und seine Anschiesbemänner in der Schweiz von ihm erwartet hatten, kläglich zusammengebrochen, wenn es schon noch einige wenige Tage dauerte, bis die Anführer es eingestanden haben.

Das Original dieses Textes von 1924 befindet sich im Familienarchiv Wille. Eine ungekürzte Fassung kann beim GMS Bücherdienst bestellt werden. Adresse: Postfach 266, 8037 Zürich. rudolf.widmer-gms@bluewin.ch

BERUFS MESSE ZÜRICH

Zukunft? 🤖 Lehre! ✌️

Berufsmesse, Bewerbungscampus, Fotoshooting, Berufswahltest und vieles mehr

20. bis 24. November 2018 | Messe Zürich
www.berufsmessezuerich.ch | Eintritt kostenlos

Hauptsponsorin: Zürcher Kantonalbank

Unterstützt durch: Kanton Zürich Bildungsdirektion Berufsbildungsfonds

Schweizerische Eidgenossenschaft
 Confédération suisse
 Confederazione Svizzera
 Confederaziun svizra

Eidgenössisches Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung WBF
 Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation SBI

Veranstalter: KGV KMU- UND GEWERBEVERBAND KANTON ZÜRICH M.CH

Wer hat Angst vor dem Volk?

Von Beat Gygi — Tonangebende Wirtschaftsorganisationen schiessen auf voller Front gegen die Selbstbestimmungs-Initiative. Stimmen der kleineren und inhabergeführten Firmen dringen weniger durch. Die Aargauer Unternehmer Otto H. Suhner und Daniel Knecht unterstützen sie.

Sie nehmen die Zeit und den Aufwand für ihr politisches Engagement auf eigene Kosten, sie sind Unternehmer und nicht Verbandsmanager, deren Einsatz in Abstimmungskampagnen durch Stellenbeschreibung und Salär voll abgedeckt ist. Nein, die beiden Aargauer Unternehmer Otto H. Suhner und Daniel Knecht machen sich zurzeit mit viel persönlicher und privater Leidenschaft daran, ihre Ansichten und ihre Haltung in die öffentliche Diskussion über die Selbstbestimmungsinitiative einzubringen. Sie zwacken die knapp zwei Stunden für das Gespräch in Brugg von Terminen ab, die für ihre normalen Geschäfte wichtig wären, rasch müssen sie dann wieder weiter. Ihnen ist klar, dass es in der Geschäftswelt oft nicht besonders populär ist, sich gegen den politischen Mainstream zu stellen. Sie setzen jedenfalls ganz andere Akzente, als man dies von den Wirtschaftsorganisationen und NGOs kennt, die zurzeit mit Dutzenden von Fachexperten das Risiko von Volksentscheiden mit dickem Strich an die Wand malen.

Was der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse kürzlich vor dem Bundeshaus in Bern mit aufgestellten Frachtcontainern und professionellen Propaganda-Auftritten zugunsten internationaler Rechtsvorgaben inszeniert hat, steht in grellem Kontrast zu den Argumenten von Suhner und Knecht, denen es vor allem um möglichst gute Rahmenbedingungen im Innern, in der Schweiz, geht. Suhners Ansicht nach hängt der grosse Erfolg der Schweizer Wirtschaft eng mit Demokratie und Selbstbestimmung zusammen, mit dem Initiativ-, Referendumsrecht. «Das bringt Ruhe ins Land, und das macht die Entwicklung berechenbar, weil da das Volk entscheidet und nicht Abgeordnete einer repräsentativen Demokratie oder ein Präsidialsystem», fügt er an. Er weist auf all die Untersuchungen von Ökonomen hin, die darauf hindeuten, dass mehr direkte Demokratie mit effizienterer Staatstätigkeit und mehr Freiheit einhergeht, er sagt es so: «Je mehr Freiheit und Demokratie, desto besser läuft die Volkswirtschaft.»

Wenn Selbstbestimmung der Bürger erwiesenermassen gut ist für die Volkswirtschaft, war-



Entscheide nicht outsourcen: Firmenchefs Knecht (l.), Suhner.

um sind die Wirtschaftsorganisationen dann auf breiter Front gegen die Initiative? Die zwei Unternehmer stehen doch auch für die Wirtschaft. Der 73-jährige Suhner, ETH-Maschineningenieur, vertritt als Verwaltungsratsprä-

«Der Takt wird heute in Peking oder Chicago angegeben, nicht mehr in Brüssel.»

sident die 1864 gegründete Industriegruppe Suhner – der Huber+Suhner-Konzern ging Ende des 19. Jahrhunderts auch aus diesem Stammbaum hervor. Nach seinem Eintritt ins Unternehmen 1972 war Suhner während 42 Jahren Konzernchef dieses Familienunternehmens, bevor er die operative Leitung 2014 an seinen Sohn Jürg E. Suhner übergab. Zudem steht Otto Suhner ebenfalls als Verwaltungsratsprä-

sident an der Spitze der Kabelwerke Brugg AG, die auch von Suhner-Vorgängern gegründet wurde. Die beiden Gruppen kommen heute mit rund 2600 Mitarbeitern in 25 Ländern auf einen Jahresumsatz von etwas über 700 Millionen Franken – wobei die Suhner-Gruppe besonders stark international orientiert ist.

Und Daniel Knecht? Der 62-jährige ETH-Bauingenieur ist Inhaber und Chef der Knecht Brugg Holding AG, die mit mehreren Töchtern auf den Gebieten Bau, Transport, Recycling, Chemiehandel und Immobilien (Reliag) engagiert ist und rund 220 Mitarbeiter beschäftigt. Daniel Knecht verkörpert über den Unternehmer hinaus auch eine politische Rolle, er war früher im Aargauer Grosse Rat (FDP) und von 2007 bis 2017 Präsident der Industrie- und Handelskammer Aargau. In dieser Eigenschaft war er auch Vorstandsmitglied bei Economiesuisse. Seine Nachfolgerin als Handelskammer-Chefin und Economiesuisse-Vorstand ist Marianne Wildi, Chefin der Hypothekbank Lenzburg – und pikanterweise tritt die Kammer samt Chefin im Abstimmungskampf gegen die Selbstbestimmungsinitiative auf.

Sichtweise der Grossen

Knecht weist auf das Spannungsverhältnis hin, in dem sich viele Führungsleute befinden: «Auf kurze Frist gesehen, ist es für Unternehmen oft einfacher und bequemer, Regelungen oder Vorgaben von aussen zu übernehmen. Solche Vorteile geben Interessengruppen ungern auf. Aber wenn man die Themen langfristig anschaut, kann der Vorteil von heute der Nachteil von morgen sein.» Sich jetzt einfach all den internationalen Verträgen zu unterstellen und auf Reibereien mit dem Ausland zu verzichten, könne im Moment vielleicht attraktiv aussehen, aber auf lange Frist zu Problemen führen. Meist werde zu wenig bedacht, dass man auf diese Weise langfristig den Konsens zwischen Wirtschaft und Volk untergrabe. Er sagt es so: «Freiheit, Selbstbestimmung, das war noch nie gratis zu haben. Das hat seinen Preis, aber eben auch einen Wert an sich. Bis jetzt sind wir in der Schweiz gut gefahren mit dieser Strategie.» Er finde es jedenfalls eindrücklich, wie

gut die Schweiz durch die wirtschaftlich schwierige Zeit der letzten zehn Jahre gekommen sei – und das sei grossenteils den Rahmenbedingungen zu verdanken, die unter demokratischer Mitwirkung der Bürger zustande gekommen seien.

Denken viele Firmenchefs zu sehr an die Erfolgsrechnung der nächsten Jahre und zu wenig an die Lebensbedingungen der nächsten Generation? So krass ist es Knechts Ansicht nach nicht gerade, immerhin gebe es Anzeichen dafür, dass inhabergeführte Betriebe anders tickten als grosse Publikumsunternehmen. «Mein Eindruck ist: Je mehr die Leute mit eigenem Geld unterwegs sind, desto langfristiger denken sie», meint Knecht. Die kleineren Firmen sind in Verbänden allerdings weniger tonangebend als die grossen, weshalb diese Sichtweise in der veröffentlichten Meinung wahrscheinlich weniger zum Tragen kommt als dann vielleicht bei der Stimmabgabe, die ja geheim ist. Knecht erinnert die gegenwärtige Stimmungslage ein klein wenig an die Brexit-Auseinandersetzung in Grossbritannien, bei der das Resultat an der Urne anders herauskam als in Umfragen.

Suhner fühlt sich angesichts der heutigen Debatte über inländische und ausländische Spielregeln an eine andere dramatische Abstimmung erinnert, an den Dezember 1992, als der Beitritt zum EWR abgelehnt wurde. Damals

war er ebenfalls im Lager der Gegner und aktiv im Abstimmungskampf engagiert. Aus dieser Sicht meint er: «Ich werfe den Gegnern der Selbstbestimmungsinitiative vor, dass sie heute mit genau den gleichen Argumenten genau die gleiche Angstmacherei betreiben wie vor 26 Jahren.» Er breitet Zeitungsseiten von 1992 vor sich auf dem Tisch aus, Inserate mit den Schlag-

«Je mehr Leute mit eigenem Geld unterwegs sind, desto langfristiger denken sie.»

zeilen «Unser bester Arbeitgeber ist der EWR», «Damit unsere Wirtschaft weiterhin in der Schweiz investiert» oder «Nur europäischer Umweltschutz ist wirksam». Daneben liegen Artikel aus der NZZ mit dem Titel «Manifest der Schweizer Wirtschaft für den EWR», ein Bild mit einer Demonstration der Spitzenvertreter der Wirtschaft vor dem Bundeshaus, samt Aufruf des Bundesrats, an der Urne ja zu stimmen.

EU nicht überschätzen

Er habe nun 46 Jahre Erfahrung in der Wirtschaft, meint Suhner, und er finde die Parallelen frappierend: «Heute sind wiederum die führenden Verbandsleute in Bern vor dem Bundeshaus, genau gleich wie damals. Und die gleichen Leute finden, all die Initiativen und

Volksabstimmungen seien zu leicht lancierbar, man müsse dies erschweren. Da muss ich fragen: Haben diese Leute Angst vor der Demokratie, Angst vor dem Volk? Ich verstehe das nicht.» In den Suhner-Firmen machten Exporte und Auslandsgeschäfte 90 Prozent des Umsatzes aus, und aus seiner Erfahrung bieten die Schweizer Spielregeln im Vergleich mit dem Ausland grosse Vorteile, vor allem die relativ liberalen Arbeitsgesetze. Da wäre es fatal, wenn plötzlich internationales Recht aus der EU nach deutschem oder französischem Muster in die Schweiz eindringen würde. «Wenn wir als Exporteur eine gute Dienstleistung, ein gutes Produkt zu einem anständigen Preis haben, dann ist das gefragt, und zwar weltweit. Ich sehe nicht, wo die Barrieren sein sollten.»

Zudem dürfe man die EU nicht überschätzen. «Der Takt wird heute in Peking oder in Chicago angegeben, nicht mehr in Brüssel», sagt er, das werde oft vergessen. Knecht sieht ebenfalls Parallelen zwischen heute und dem EWR-Fall. Damals wie heute habe letztlich eine Grundsatzfrage im Zentrum gestanden. Heute gehe es für ihn um die Frage, ob man in der Schweiz das Recht selber setzen und selber den Weg bestimmen wolle oder aber ob man bereit sei, gewisse Rechte und Entscheide zu delegieren und dann zu akzeptieren. Sein Fazit: «Ich habe mich entschieden, dass ich das selber machen und nicht outsourcen will.»

EfficiencyClub

Wirtschaft im Dialog

“

Aleksander Berentsen, Carla del Ponte,
Rolf Dörig, Joschka Fischer, Stéphane Garelli,
Patrik Gisel, Daniel Gutenberg, Roger Köppel
und Sie

”

Diskutieren Sie mit. Bei «Let's Talk» am 15. November 2018 im The Dolder Grand. Eine Vortragsreihe des Efficiency Club zu aktuellen Weltgeschehen mit hochkarätigen Referenten und engagiertem Publikum.

Mörgeli

Auf die Sonne folgt Regen

Von Christoph Mörgeli

Am letzten Wochenende hat es ein bisschen geregnet. Am Montag titelte der *Blick* in fetten Lettern: «So verregnet ist die Schweiz.» Am meisten Niederschläge gebe es auf dem Pass des Grossen Sankt Bernhard und auf dem Säntis. Dann folge in der Regenstatistik ein kleines Tessiner Dörfchen: «Dicke Tropfen prasseln auf die Steindächer von Mosogno.» Eine Einwohnerin erzählt von Tagen, an denen «es regnet wie aus Kübeln». Dann schiesse schon mal «das Wasser wie ein Sturzbach durch die Gassen und die Treppen hinab».

Noch letzte Woche lauteten die Schlagzeilen im *Blick*: «Noch so ein Jahr überleben wir nicht. In der Ostschweiz ist es so trocken wie seit 71 Jahren nicht mehr.» Oder so: «Sorgt die Trockenheit jetzt auch für Dürre im Portemonnaie?» Oder so: «Der trockene Rekordsommer macht den Schweizer Bauern auch im Herbst zu schaffen.» Oder so: «Am Rhein geht nichts mehr. Seit Freitag können auf dem Rhein bei Basel keine Frachtschiffe mehr verkehren. Grund dafür ist der tiefe Wasserstand.» Die Trockenheit sei schuld: «Nach einem regenlosen Sommer folgt nun auch ein trockener Herbst.»

Die Launen des Wetters und die Journalisten haben eines gemeinsam: Es ist unmöglich, sie zu ändern. Da schreiben sie sich über Monate die Finger wund, um eine Dürrekatastrophe biblischen Ausmasses zu beklagen. Und kaum fallen ein paar Regentropfen, lautet ihre Schlagzeile: «So verregnet ist die Schweiz.» Dies passt zu den in atemloser Spannung vorgetragenen Wetterprognosen unserer Fernseh-Meteorologen. Als es am Wochenende in höheren Lagen auch noch schneite, überschlugen sich beinahe ihre Stimmen vor Aufregung. Egal, ob die Sonne brennt, der Regen prasselt oder Schneeflocken tanzen – hinter jedem Lächeln unserer Monopol-Wetterpropheten steht die kaum verhüllte Drohung: «Das habt ihr Menschen jetzt von eurem menschengemachten Klimawandel!»

Also verkleinern wir unseren ökologischen Fussabdruck. Also lassen wir uns eine planwirtschaftliche Energieversorgung aufs Auge drücken. Also refeudalisieren wir uns zurück ins Mittelalter, als sich Mobilität nur die Reichen leisten konnten. Also senken wir unseren Lebensstandard. Also ändern wir unser Ernährungsmuster. Dennoch haben wir weiterhin mit Sonne, Regen und Schnee zu rechnen. Es ist halt schon so: Alle schimpfen über das Wetter. Aber niemand unternimmt etwas dagegen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Der Horst hat seinen Dienst getan

Von Peter Bodenmann — Die CSU vereinte im Jahr 2018 mehr Stimmen auf sich als die CSU im Jahr 2008.



Anders die SPD: Sie verlor in Bayern. Und sie verliert in Hessen.

Viele glauben, Horst Seehofer habe der CSU geschadet. Die Fakten sprechen eine andere Sprache: 2018 wählten mehr Menschen in Bayern die CSU als bei den Landtagswahlen 2008. Die Alternative für Deutschland blieb unter ihren Erwartungen. Sie machte 3 Prozent weniger Stimmen als seinerzeit die Republikaner. Gauland und Co. konnten vorab Nichtwähler organisieren, die das nächste Mal zu Hause bleiben.

Denn die CSU wird 2023 davon profitieren, dass Spanien, Frankreich, Italien und Griechenland bereits heute die Fluchtrouten über das Mittelmeer sperren und die Flüchtenden lieber ertrinken lassen, statt sie zu retten. Realpolitisch gibt es zwischen den italienischen Unheiligen und den restlichen Scheinheiligen längst keine relevanten Differenzen mehr. Die Linie Orbán hat sich leider durchgesetzt, wie dies Seehofer – im Gegensatz zu Merkel – früh erkannt hat.

Die SPD verlor in Bayern die Hälfte ihrer Wählerinnen und Wähler. Die CSU im Gegensatz dazu prozentual nur gut 20 Prozent. Und verglichen mit den 22 Prozent, die die CDU im Durchschnitt aller anderen Bundesländer macht, sind die bayrischen 37 Prozent Stimmenanteil mehr als ein stolzer Wert.

Und dank den Freien Wählern im Seitenwagen kann Markus Söder durchregieren. Unter zwei Bedingungen: Erstens gibt es

keine dritte Startbahn im Erdinger Moos. Und zweitens werden Kitas kostenlos. Ein Trinkgeld für den Machterhalt.

In Hessen gibt es keine rot-rot-grüne Mehrheit. Für Bouffier und Tarek reicht es knapp. Total unter die Räder kam wie in Bayern die SPD. Opposition kann sie – wie Hessen beweist – nicht. Trotz dem Ja der Grünen zu einer neuen Startbahn. Und regieren kann sie – wie Berlin beweist – auch nicht.

Opposition ist Mist, und Regierung ist genauso Mist, wenn man keine klaren Positionen hat. Horst Seehofer ist in Flüchtlingsfragen rechts und macht rechte Flüchtlingspolitik. Andrea Nahles ist zu wenig links und jammert über Seehofer. Sie müsste von ihm lernen.

In der Schweiz ist alles noch etwas anders. Regiert wird die Schweiz von der Verwaltung und repräsentiert von einem Allparteienbundesrat. In die Regierung kommt, wer keine Kanten hat. Oder diese unterwegs verloren hat. Die direkte Demokratie zwingt umgekehrt die Parteien dazu, klare Positionen zu beziehen. Rechte Fremdenhasser gegen linke Gutmenschen, und die rechte Mitte entscheidet. Nur bei der Kuhhorn-Initiative sitzen wir alle friedlich im gleichen Boot.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Ich werde sie vermissen

Von Kurt W. Zimmermann — Das Jahresende naht und damit der Abschied von ein paar guten alten Zeitungsfreunden.

Ich gehöre zu einer kleinen Minorität. Ich lese sechs bis acht Zeitungen am Tag. Denn ich habe Zeit.

Doch bald weiss ich nicht mehr, was ich mit meiner Zeit anfangen soll. Man nimmt mir all meine Zeitungen weg.

Zugegeben, ich rede von einem extremen Minderheitsproblem. Laut Statistik lesen etwas über tausend Schweizer rund ein Dutzend Blätter am Tag. Es sind vor allem Journalisten, aus Berufsgründen, und Pensionisten, aus Zeitvertreib. Ich bin blöderweise beides.

Ich habe zum Beispiel stets gern die *Basler Zeitung* gelesen. Ich mochte etwa ihren Inlandteil, weil er so unziemlich störrisch war. Oft, wie zuletzt bei der Selbstbestimmungsinitiative, waren die Basler die Einzigen, die mit Trillerpfeifen die Konzertharmonie aller anderen Zeitungen störten. Und ich liebte den schnittigen Sportteil der *BaZ*.

Auf Ende Jahr verschwindet das Blatt aus Basel redaktionell. Was künftig drinsteht, kommt dann ausschliesslich aus Zürich, vom neuen Besitzer des *Tages-Anzeiger*-Konzerns. Nur den Lokalteil dürfen die Basler noch selber basteln.

Auf Ende Jahr nehmen sie mir definitiv auch die *Aargauer Zeitung*, das *St. Galler Tagblatt* und die *Luzerner Zeitung* weg. Die drei Blätter fusionieren unter dem Dach ihres neuformierten Medienkonzerns CH Media. Auch hier sorgt eine Zentralredaktion dafür, dass, ausser im Lokalteil, überall dasselbe steht.

Ich habe alle drei geschätzt. Die *Aargauer Zeitung* war ein flotter publizistischer Parvenu aus der Provinz. Das *St. Galler Tagblatt* hatte eine für Regionalblätter ungewöhnliche geistige Eleganz. Die *Luzerner Zeitung* vertrat eine konservative Knorrigkeit, die aus ihrer Tradition herstammte. Das alles ist kulturell vorbei.

Nun, ich bin Verluste gewohnt. In diesem Jahr haben sie mir auch schon die *Berner Zeitung* und den *Bund* weggenommen. Auch sie kann ich nicht mehr lesen, hier steht inzwischen dasselbe wie im *Tages-Anzeiger*, demnächst in der *Basler Zeitung* und in den andern acht Abo-Blättern des Verlags.

Es ist hart für mich. Ich werde als Vertreter einer kleinen Minorität auch noch der Minderheitsrechte beraubt.

Alle Tageszeitungen, ausser einer kleinen Handvoll, haben ihre Autonomie verloren. Alle sind in den Modetrend des schon fast sowjetisch inspirierten Zentralismus verfallen.

Ich habe darum demnächst nur noch vier grössere Deutschschweizer Tageszeitungen,



Da waren's nur noch vier: Ringiers «Blick».

die ich lesen kann: den *Tages-Anzeiger*, die *Neue Zürcher Zeitung*, den *Blick* und die *Aargauer Zeitung*. Sonst steht überall das Gleiche.

Ich werde sie vermissen. Innerhalb von zehn Monaten haben sie mir sieben Zeitungen weggenommen.

Annäherung an die Konservenindustrie

Tatsächlich ist das Jahr 2018 die bisherige Klimax der Pressekonzentration. Wir haben nun, allein in der Deutschschweiz, 37 regionale Tageszeitungen, in denen exakt das Gleiche steht. Das exakt Gleiche wird jeweils aus ihrer zentralen publizistischen Produktion, genannt Mantelredaktion, angeliefert. Der Journalismus hat sich damit stark an die Konservenindustrie angenähert, wo die Himbeer-, Orangen- und Zwetschgenkonfitüren zentral produziert und dann regional distribuiert werden.

Damit sind wir zurück beim Minoritätsproblem. Ich esse nicht stundenlang Konfitüre. Ich lese Zeitungen. Damit habe ich nun ein Zeitproblem. Sie haben mir dieses Jahr sieben Zeitungen weggenommen, und damit fehlen mir die Stunden an Zeitvertreib am Tag. Was tun?

Arbeit ist anstrengend und damit nur als Notlösung praktikabel. Ich könnte vielleicht wieder mehr Golf spielen. Oder ich abonniere endlich Netflix.

Zu viel des Guten

Von Henryk M. Broder — Wer braucht noch Volksparteien?

Letzten Sonntag wurde in Hessen ein neuer Landtag gewählt. Die beiden «Volksparteien», Union und SPD, verloren, wie von allen Demoskopern vorhergesagt, so viele Wähler, dass es



nicht einmal für eine «Grosse Koalition» reichen würde. Also bleibt alles beim Alten. Schwarz und Grün werden wieder koalieren.

Die Kommentare zu dem Wahlergebnis lesen sich wie Nachrufe auf die Bundesrepublik: Eine Ära gehe zu Ende, Merkel habe die Kontrolle verloren, Deutschland bewege sich auf einen Abgrund zu. Wäre das Land ein Schiff, müsste der Kapitän die Passagiere auffordern, in die Rettungsboote zu gehen.

Aber Deutschland ist kein Dampfer in Seenot, und das, was am Sonntag passiert ist, keine Katastrophe. Es ist praktizierte Demokratie.

Nicht, dass die Deutschen keine Demokraten wären. Sie sind es. Aber sie haben es auch gerne übersichtlich. Sechs Parteien im Bundestag beziehungsweise in einem Landtag sind zu viel des Guten. Die Älteren erinnern sich mit Wohlgefallen an die Bonner Republik, als drei Parteien im Bundestag sass und die FDP als Zünglein an der Waage darüber entscheiden konnte, ob die CDU oder die SPD den Kanzler stellt. Auch VW bot damals nur eine Handvoll Modelle an, nicht Dutzende wie heute.

Es zeugt nicht vom logischen und konsequenten Denken, sich einerseits ein buntes, offenes und vielfältiges Deutschland zu wünschen, andererseits aber auf stabile Verhältnisse in der Politik zu hoffen. Deutschland diversifiziert sich, politisch, sozial, kulturell. Der Sauerbraten und das Jägerschnitzel treten gegen den Döner und die Pizza an. Buttermilch heisst jetzt Ayran, und Frikadellen werden aus Kichererbsen gemacht.

Ebenso sinnlos wie vergeblich ist das Klagen über den Untergang der Volksparteien. Wer braucht noch Volksparteien, wenn das «Volk» zugunsten der «Bevölkerung» abgedankt hat?

Das alles ist weder schlimm noch gefährlich. Es ist die Normalität, die nur, wie üblich, in Deutschland später ausbricht als bei unseren Nachbarn. Merkel hat die Zeichen an der Wand erkannt. Ihr Rückzug auf Raten, zuerst als Vorsitzende der CDU, dann als Kanzlerin, ist kein Debakel, es ist der beste Dienst, den sie Deutschland erweisen konnte. Schade nur, dass sie sich nicht schon eher dafür entschieden hat.

Soros und die Zivilgesellen

In der Debatte um die Selbstbestimmungs-Initiative geistert der Name George Soros durch die Internet-Foren. Hat der milliardenschwere ungarisch-amerikanische Mäzen des linksliberalen Mainstreams nun auch die Schweiz im Visier? *Von Alex Baur*

Wo immer auf der Welt Krisen, Umwälzungen und Proteste im Gange sind, taucht früher oder später der Name George Soros auf. In den 1970er und 1980er Jahren finanzierte der ungarisch-amerikanische Multimilliardär die antikommunistischen Bewegungen im Osten. Später unterstützte er den Kampf gegen die Apartheid in Südafrika und die «farbigen Revolutionen» im auseinanderbrechenden Sowjetreich. Er mischte sich ein im Jugoslawien-Konflikt und beim Arabischen Frühling. Auch in Lateinamerika nahm der Tycoon im Hintergrund immer wieder Einfluss, etwa beim Sturz des Fujimori-Regimes in Peru.

Neben der Vielfalt irritieren vor allem die gigantischen Summen, die Soros für den ihm gut scheinenden Zweck aufwirft. Allein bis 2011 waren es 11 Milliarden Dollar. Im Oktober 2017 dann der grosse Knall: Der 87-jährige Soros vermachte seiner Open Society Foundation weitere 18 Milliarden Dollar. Die Stiftung unterstützt gemäss eigenen Angaben Projekte in sechzig Ländern mit jährlich 600 Millionen Dollar. Das sind Grössenordnungen, mit denen sich in instabilen und wirtschaftlich schwachen Ländern politisch einiges bewirken lässt. Und Politik ist bei Soros immer im Spiel.

George Soros hat seine Kampfzone längst vom Sozialismus auf die rechtskonservativen Bewegungen verlagert. Er unterstützte nicht nur die Clintons und Barack Obama mit Millionenspenden. Auch jene, die gegen Donald Trump mobilisieren, werden grosszügig bedacht. Für den ungarischen Ministerpräsidenten Viktor Orbán ist Soros eine Art Staatsfeind Nummer eins. Auch der italienische Innenminister Matteo Salvini zog schon öffentlich über den Tycoon her. Unter den Rechtskonservativen in Lateinamerika ist der Name Soros seit Jahren Synonym für einen düsteren machiavellistischen Drahtzieher.

Grenzenlose Welt

Und nun also auch in der Schweiz. Im Zuge der Debatte um die Selbstbestimmungsinitiative geistert das Gespenst George Soros durch die sozialen Netzwerke. Sein Name wird mit der Operation Libero in Verbindung gebracht, die eine führende Rolle bei der Nein-Kampagne spielt. Stein des Anstosses: Flavia Kleiner, Co-Leiterin von Operation Libero, ist «Ratsmitglied» des European Council on Foreign Relations (ECFR), eines von Soros gesponserter «paneuropäischen» Think-Tanks.



Kreuzzug gegen die Rechtskonservativen: Investor Soros.

Unweigerlich stellt sich die Frage: Profitiert auch die Operation Libero von Soros-Geldern? Flavia Kleiner weist diesen Verdacht auf Anfrage entrüstet zurück. Operation Libero werde zu 96 Prozent über Crowdfunding finanziert. Gemeint sind damit Kleinspenden von bis zu 250 Franken. Im laufenden Jahr wurden gemäss Kleiner lediglich zwei Spenden von über

NGO-Aktivitäten richten sich gegen gewählte Regierungen und internationale Unternehmen.

10 000 Franken im Gesamtbetrag von rund 50 000 Franken registriert. Namen will sie keine nennen, doch mit George Soros hätten diese Gelder nichts zu tun.

Flavia Kleiner weist darauf hin, dass auch die SVP die Offenlegung der Geldgeber von politischen Kampagnen ablehnt. Wie ihre Gegner befürchtet die Operation Libero, dass Spenden ausbleiben, wenn die Namen der Geber veröffentlicht würden. Institutionellen Gönnern wird sogar explizit Diskretion garantiert, sofern «deren Statuten die namentliche Nennung nicht vorsehen». Kleiner sieht darin kein Problem – solange grosse Spenden im Gesamtbudget nicht ins Gewicht fielen.

Allerdings bietet das Crowdfunding keine Gewähr für Transparenz. Im Gegenteil. In einer Zeit, in der Follower, Fans und Fake News auf den sozialen Netzwerken käuflich sind, ist es keine Hexerei, eine virtuelle Schar von Sponsoren zu generieren. Die Stückelung in Minitransaktionen ist nicht nur bei den Geldwäschern der Mafia eine beliebte Masche, um Geldflüsse zu vertuschen. Der seit Jahren schwelende Lava-Jato-Skandal um die verdeckten Parteifinanzierungen des brasilianischen Bauriesen Odebrecht zeigt, wie mit Crowdfunding Millionenzahlungen in der Politik verschleiert wurden.

Bislang ist allerdings kein Fall bekannt, in dem Soros zu solchen Methoden gegriffen hätte. Die Open Society Foundation betreibt den Kreuzzug gegen die Rechtskonservativen und für eine grenzenlose Welt zum Teil öffentlich. So gehört Soros bekanntermassen zu den Gönnern von NGOs wie Moas, Proactive Open Arms oder Sea-Watch, die Migranten vor der libyschen Küste einsammeln und nach Italien schiffen. In den Augen der italienischen Regierung torpedieren sie damit den Kampf gegen die Menschenschmuggler. Auch seine Millionenspende für den Kampf gegen den Brexit kündigte George Soros öffentlich an.

Es geht allerdings nicht nur um Geld, sondern auch um personelle und institutionelle

Verstrickungen im Dschungel der global verzweigten NGO-Netzwerke. Dies zeigte sich etwa, als Anti-Trump-Aktivistinnen in den USA die Wahl des konservativen Richters Brett Kavanaugh mit öffentlichen Guerilla-Happenings hintertreiben wollten. Ana Maria Archila, Co-Direktorin einer von Soros gesponserten NGO, trat bei der berüchtigten «Lift-Attacke» gegen republikanische Senatoren persönlich in Aktion («Krawallkultur als Justiz», *Weltwoche* Nr. 40/18). Weniger klar ist eine angebliche Verstrickung von Soros und den Organisatoren der «Migranten-Karawane» aus Zentralamerika, die zurzeit im amerikanischen Wahlkampf für Rummel sorgt (siehe Kasten).

Stallgeruch der linken Netzwerke

Es ist vor allem der Stallgeruch, der Soros mit den in Lateinamerika besonders einflussreichen NGO-Netzwerken verbindet. Vordergründig kämpfen diese für Menschenrechte und Umweltschutz. Allerdings fällt auf, dass sich die NGO-Aktivitäten vor allem gegen gewählte Regierungen und internationale Unternehmen richten. Um die sozialistischen Diktaturen in Kuba, Venezuela und Nicaragua, die ihre Bevölkerung ins Elend getrieben haben und die Menschenrechte mit Füßen treten, bleibt es dagegen auffällig ruhig.

Sieht man sich die NGO-Netzwerke in Lateinamerika etwas genauer an, sind es in aller Regel dieselben Kreise und Köpfe, die vor wenigen Jahren noch dem marxistischen Klassenkampf und dem Chávez-Sozialismus des 21. Jahrhunderts huldigten. Da allerdings auch der Begriff NGO in der südlichen Hemisphäre längst für Miswirtschaft und Korruption steht, hat man vor einigen Jahren eine neue Etikette kreiert: die Zivilgesellschaft. Das Label suggeriert Bürgernähe, soziales Engagement und Basisdemokratie. Es schwappte später über nach Europa.

Der Begriff «Zivilgesellschaft» war ursprünglich vom italienischen Kommunisten Antonio Gramsci in den 1930er Jahren kreiert worden. Gramsci schwebte vor, über Gewerkschaften, Verbände und Vereine das marxistische Gedankengut in die Köpfe einzupflanzen. Das Konzept hatte er von Mussolini kopiert, den er zwar hasste, aber nicht etwa wegen des totalitären Herrschaftsmodells, sondern weil Mussolini dieses nicht im Sinne von Marx und Lenin anwandte. Wenn Antonio Gramsci von Basisdemokratie sprach, meinte er damit nicht freie Wahlen und Volksabstimmungen nach Schweizer Art. Dasselbe gilt auch für die Zivilgesellschaften von heute. Sie politisieren in der Regel ausserhalb des parlamentarischen Betriebs und legitimieren sich selber als Vertreter der Unterdrückten und Entrechteten.

Warum sich ausgerechnet George Soros mit dieser ominösen Zivilgesellschaft verbündet hat, erscheint rätselhaft. Der Milliardär berief sich stets auf den erzliberalen Philosophen Karl

Popper, der jeder Art von Totalitarismus – ob kommunistisch oder faschistisch, aus seiner Sicht war es dasselbe – eine radikale Absage erteilt hatte. Soros nannte sogar seine Stiftung nach dem Meisterwerk von Popper: «The Open Society and Its Enemies» (Die offene Gesellschaft und ihre Feinde).

Irritierend ist auch der Spagat zwischen den Geschäftspraktiken von Soros und seinem

Mit dem Zusammenbruch des britischen Pfundes soll er 1992 eine Milliarde eingestrichen haben.

humanitären Engagement. Der Tycoon schuf mit Hedge-Funds und Devisenspekulationen ein Vermögen von insgesamt gegen 40 Milliarden Dollar. 1992 soll er an einem Tag mit dem Zusammenbruch des britischen Pfundes eine Milliarde eingestrichen haben. Eine goldene Nase verdiente er sich auch mit Termingeschäften während der Finanzkrise von 2008. Der Krisengewinnler Soros verkörpert damit so ziemlich alles, was ein Zivilgeselle verabscheut und bekämpft.

In Lateinamerika und in Osteuropa ist die Meinung weitverbreitet, der «heimatlose Jude» George Soros würde die Krisen, denen er sein gigantisches Vermögen zu verdanken hat, bewusst provozieren. In Anbetracht der Tatsache, dass der Tycoon fast sein ganzes Vermögen seinen Stiftungen vermacht hat, ergibt die mit antisemitischen Stereotypen angereicherte Verschwörungstheorie allerdings wenig Sinn. Man kann das Phänomen Soros auch als Ausdruck einer postmodernen Beliebigkeit deuten, in der das Prädikat «liberal» das eine oder auch das Gegenteil davon bedeuten kann. ○



Diskretion garantiert: Aktivistin Kleiner.

Fake News

«Soros caravan»

Wer steckt hinter dem Migranten-Treck aus Zentralamerika?

Die Karawane von Immigranten aus Zentralamerika, die sich seit dem 12. Oktober in Richtung US-Grenze bewegt, sorgt für Aufregung im US-Wahlkampf. Letzte Woche machte im Internet die Meldung die Runde, hinter dem Treck stehe der Milliardär George Soros; die Mainstream-Medien reagierten mit scharfen Dementis.

Tatsächlich fehlen jegliche Beweise für die behauptete «Soros caravan». Allerdings handelt es sich auch nicht um einen spontanen Aufbruch. Die honduranische Regierung rief die Bevölkerung bereits Mitte Oktober auf, sich nicht für politische Manöver missbrauchen zu lassen. Aussenministerin María Dolores Agüero beschuldigte den dem venezolanischen Regime nahestehenden Linkspopulisten Bartolo Fuentes als Drahtzieher der via soziale Medien propagierten «caravana». Fuentes wurde inzwischen in Guatemala verhaftet.

Tatsache ist sodann, dass die in Chicago domizilierte NGO «Pueblo sin Fronteras» schon früher unter dem Titel «Via Crucis» zwei Migranten-Trecks in Honduras organisiert hatte. Die Helfer aus Chicago waren auch diesmal von Anfang an mit dabei und berichteten live via Facebook. Direkt will die NGO mit der aktuellen Aktion nichts zu tun haben: «Wir unterstützen diese Karawane», so die offizielle Sprachregelung, «aber wir empfehlen sie nicht.»

Tatsache ist auch, dass «Pueblo sin Fronteras» einem Netzwerk von kirchlichen und gewerkschaftlichen NGO angehört, an dem auch von Soros finanzierte Hilfswerke beteiligt sind. Rechte Internet-Plattformen konstruierten daraus flugs den Link zum Milliardär.

Dass Soros die «caravana» finanziert, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil derartige Guerilla-Aktionen nicht viel kosten, sehr wohl aber Spenden generieren. Wenig überzeugend ist allerdings auch die Version, wonach die Honduraner vor kriminellen Bande nach Norden «fliehen» – als ob die Latino-Viertel in den US-Grossstädten Oasen des Friedens wären. Vielmehr lenkt das inszenierte Spektakel von einer echten humanitären Katastrophe ab: Seit Jahren stranden täglich im Schnitt 6000 Hungerflüchtlinge aus dem sozialistischen Erdölparadies Venezuela in Kolumbien, Brasilien und Peru. Doch für diese Migranten interessiert sich kaum eine NGO. *Alex Baur*



Mehr internationale Verflechtung, weniger nationaler demokratischer Diskurs.

«Deutsches Recht setzt sich durch»

Worüber die Schweiz derzeit hitzig debattiert, ist in Deutschland unbestritten: der Vorrang der nationalen Verfassung vor dem Völkerrecht. Eine staatspolitische Tour d'Horizon mit dem Bonner Rechtsprofessor Christian Hillgruber. *Von Katharina Fontana*

Für die Gegner der Selbstbestimmungsinitiative ist es ein Unding, die Verfassung höher zu gewichten als das Völkerrecht. Andere Länder sehen das anders, etwa das rechtsstaatliche Vorzeigeland Deutschland. Zwar unterscheidet sich Deutschland in wesentlichen Punkten von der Schweiz. Es hat ein Verfassungsgericht, das über die Einhaltung des Grundgesetzes wacht, während diese Aufgabe hierzulande grundsätzlich dem Gesetzgeber überlassen ist. Auch müssen in Deutschland internationale Abkommen durch ein Zustimmungsgesetz in die nationale Rechtsordnung umgesetzt werden, damit sie gelten (Dualismus), während solche Verträge in der Schweiz unmittelbar verbindlich sind (Monismus).

Dennoch stellt sich die Grundfrage, ob nationales oder internationales Recht höher zu gewichten ist, in ähnlicher Weise auch bei unserem Nachbarn. Wir wollten genau wissen, wie viel den Deutschen ihre eigene Verfassung wert ist und wie sie es mit den Urteilen des Menschenrechtsgerichtshofs halten. Darüber haben wir uns mit Christian Hillgruber unterhalten, Professor für Staatsrecht an der Universität Bonn.

Herr Professor Hillgruber, wie geht die deutsche Rechtsordnung mit dem Völkerrecht um? Wo steht es in der Normenhierarchie?

Das Bundesverfassungsgericht hat hierzu im Leiturteil Görgülü aus dem Jahr 2004 eine klare Aussage gemacht: Völkerrecht hat

«Die Kritik an der Rechtsprechung ist auch bei uns zu hören, und ich habe viel Verständnis dafür.»

in Deutschland keinen Verfassungsrang. Ein völkerrechtlicher Vertrag gilt nur kraft des nationalen Zustimmungsgesetzes und hat damit denselben Rang wie dieses, also Gesetzesrang, während Völkergewohnheitsrecht zwischen Verfassung und einfachem Gesetzesrecht steht.

Dann rangiert also die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK), die ein völkerrechtlicher Vertrag ist, in Deutschland bloss auf Gesetzesstufe? Sie steht unter der Verfassung?

Dem ist so, die EMRK hat formell den Rang eines einfachen Bundesgesetzes. Allerdings vertritt das Bundesverfassungsgericht die Auffassung, dass die EMRK bei der Aus-

legung der Grundrechte und der rechtsstaatlichen Grundsätze des Grundgesetzes zu berücksichtigen sei, dies gestützt auf die allgemeine Völkerrechtsfreundlichkeit des Grundgesetzes und dessen Bekenntnis zu den «unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten». Ob damit nur das zwingende Völkerrecht mit seinem engen Kernbestand wie dem Genozid- oder Folterverbot gemeint ist oder ob alle EMRK-Garantien eine besondere Bedeutung haben sollen, ist offen. Im Ergebnis ist jedenfalls klar, was das Bundesverfassungsgericht damit erreichen will: einen Gleichklang des Grundrechtsschutzes der deutschen Verfassung mit jenem der EMRK, damit kein Widerspruch auftritt, der die Rangfrage überhaupt aufwerfen würde.

Was ist, wenn sich doch einmal ein Konflikt ergibt? Wenn der Strassburger Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) eine deutsche Regelung als Konventionsverstoss ansieht, die das Bundesverfassungsgericht zuvor als verfassungskonform bezeichnet hat?

Wir hatten einen solchen Konflikt beispielsweise betreffend die Sicherungsverwahrung von gefährlichen Sexualstraftätern. Das Bundesverfassungsgericht sagt hier Folgen-

des: Nach Möglichkeit sollen Gesetzes- und Verfassungsrecht im Einklang mit der EMRK ausgelegt werden, dabei sind die Entscheidungen des EGMR zu berücksichtigen – das heisst aber nicht zwingend zu beachten. Wenn eine Interpretation des deutschen Rechts im Sinne des EGMR nicht möglich ist, dann setzt sich am Ende das deutsche Recht durch.

Bei einem unlösbaren Konflikt geht also das deutsche Recht der EMRK beziehungsweise der EGMR-Rechtsprechung vor?

Genau. Der Vorrang gilt für Verfassungsrecht und Gesetzesrecht. Ein Bundesgesetz steht auf derselben Stufe wie die EMRK, die wie erwähnt Gesetzesrang hat. Nach der Regel, wonach das jüngere Recht gegenüber älterem Recht Vorrang genießt – das ist die Lex-posterior-Regel –, geht ein widersprechendes neues Bundesgesetz der EMRK vor, wenn eindeutig feststellbar ist, dass der Gesetzgeber dies so beabsichtigte und vielleicht die Strassburger Rechtsprechung innerstaatlich korrigieren wollte. Und der Vorrang der Verfassung vor der EMRK ist ohnehin gegeben.

Wie ging der Fall mit der Sicherungsverwahrung aus?

Das Bundesverfassungsgericht hat die nächste Gelegenheit genutzt, um – wenn gleich mit einer etwas anderen Begründung – zum selben Ergebnis zu kommen wie der EGMR. Es war ersichtlich, dass man keinen Konflikt eingehen wollte.

Die EMRK selber sorgt in der Schweiz nicht für Probleme, da ihre Grundrechte sich mit jenen der Bundesverfassung decken. Schwierigkeiten ergeben sich aber aufgrund der Auslegung der Menschenrechte durch den EGMR, die als ausufernd beurteilt wird. Wie sieht man das in Deutschland?

Die Kritik an der Rechtsprechung ist auch bei uns zu hören, und ich habe viel Verständnis dafür. Bei der Flüchtlingskrise etwa zeigte sich, wie stark der Strassburger Gerichtshof das Recht der Staaten, Personen zurückzuführen, inzwischen eingeschränkt hat. Dass da richterlicher Aktivismus stattfindet, dass die Garantien eindeutig über das ausgeweitet werden, was ursprünglich gewollt war, wird auch in Deutschland vermerkt. Der EGMR bildet den europäischen Menschenrechtsschutz fort, was meiner Meinung nach allerdings nicht seine Aufgabe ist. Die EMRK soll von der Grundkonzeption her bloss einen Mindeststandard garantieren.

Wie erklärt es sich, dass sich der EGMR nicht mehr zurücknimmt, trotz aller Kritik? Sind die 47 Richter zu abgehoben?

Das ist die Frage. Die Richter stammen ja aus allen Teilen Europas, aus West- und Osteuropa, von daher sollte es eigentlich

weniger einfach sein, einen «Korpsgeist» zu erzeugen und sich als Motor einer Menschenrechtsentwicklung zu verstehen. Aber fast alle Gerichte haben die Neigung, die Dinge verstärkt an sich zu ziehen. Letztlich kommt es auf die Richterpersönlichkeit an. Die einen sehen sich klassisch als Diener

«Der Wille zur nationalen Selbstbestimmung ist offenbar bei vielen nicht mehr vorhanden.»

des Gesetzes und wollen nicht mehr entscheiden, als wirklich notwendig ist, und die anderen haben vielleicht doch eine rechtspolitische Agenda und nutzen ihre Rechtsprechungsgewalt dazu, ihre Anliegen voranzubringen. Das halte ich für sehr problematisch, in der internationalen Gerichtsbarkeit noch sehr viel mehr als auf der nationalen Ebene.



Es gibt ein Gericht, das eher wenig macht, das ist der Internationale Gerichtshof der Uno in Den Haag. Aber der lebt immer noch davon, dass sich die Staaten ihm fakultativ unterwerfen. Diese Möglichkeit diszipliniert ein Gericht, während die seit 1998 bestehende obligatorische Gerichtsbarkeit beim EGMR offenbar den Eindruck erweckt, man könne das Konventionsrecht dynamisch fortentwickeln.

Der EGMR sitzt ja auch am längeren Hebel: Wer mit seiner Rechtsprechung nicht einverstanden ist, hat heute praktisch nur die Möglichkeit, die Menschenrechtskonvention und damit wohl auch den Europarat ganz zu verlassen. Das will aber kein Staat.

Nein, man wäre dann der Outlaw. Die Konventionsstaaten müssten eben gemeinsam agieren. Als Herren der Verträge könnten sie

sich sehr wohl zur Wehr setzen und in bestimmten Fällen erklären, dass diese oder jene Rechtsprechung so nicht ihrem Willen entspräche, das heisst eine authentische Interpretationshilfe abgeben. Dann müsste man abwarten, ob der EGMR gleichwohl die Verwegenheit besässe, seine Rechtsprechung fortzusetzen, oder ob er beidrehen würde.

Urteil der Europäische Gerichtshof (EuGH) in Luxemburg ähnlich ausgreifend wie der EGMR in Strassburg? Ich frage deshalb, weil die Schweiz über ein Rahmenabkommen mit der EU diskutiert, durch das der EuGH in bestimmten Bereichen für die Schweiz fortan eine zentrale Rolle spielen würde.

Der EuGH ist zweifellos eine sehr machtvolle Institution. Bei Kompetenzstreitigkeiten hat er sich eindeutig und nahezu durchgängig zugunsten der EU entschieden und kaum je zugunsten der einzelnen Länder. Wenn die Urteile stets nur zugunsten der europäischen Ebene ausfallen, dann liegt die Vermutung nicht fern, dass dahinter auch ein politischer Wille steht. Es herrscht mit anderen Worten nicht mehr der Eindruck vor, dass der EuGH hier ehrlicher Makler ist, sondern dass er eben doch möglicherweise tendenziös agiert, weil er sich als Motor der Integration versteht. Das Bundesverfassungsgericht versucht zwar immer wieder, gegenzusteuern und die nationale Souveränität zu verteidigen, es kann aber letztlich nicht viel ausrichten.

Wenn immer mehr Bereiche auf die höhere Ebene verlagert werden, weg von den Nationalstaaten, hin zur internationalen Ebene und zu ihren Gerichtshöfen, welchen Platz hat da noch die Demokratie?

Je stärker die internationale Verflechtung wird, umso mehr Rechtsgebiete werden dem nationalen demokratischen Diskurs entzogen, und dann bleibt in der Substanz nicht mehr sehr viel übrig. Diese Entwicklung kann einem durchaus Sorgen bereiten. Sie wäre theoretisch zwar umkehrbar, nur ist der Wille zur nationalen Selbstbestimmung und -entfaltung offenbar bei vielen nicht mehr vorhanden. Ich weiss, dass etliche Deutsche da wohlwollend, fast schon neidvoll auf die Schweiz blicken. Dass man bei Ihnen noch die urdemokratische Frage stellt: Will das Volk das oder nicht? Und nicht: Müssen wir das Volk besser aufklären, was es wollen soll? Der Wille, über die Geschicke selber zu entscheiden, scheint in der Schweiz deutlich ausgeprägter zu sein als in Deutschland.



Christian Hillgruber, Rechtswissenschaftler und Rechtsphilosoph, hat an der Universität Bonn den Lehrstuhl für öffentliches Recht inne.



VIP-Galavorstellung am 29. November 2018

Circus Conelli – das Original

Der einzige echte Weihnachtszirkus auf dem Bauschänzli gehört zu Zürich wie die Löwen zum Stadtwappen. Lassen Sie das Jahr auf unvergessliche Weise ausklingen: als Ehrengast an der Gala mit 4-Gänge-Menü und privatem Manegen-Apéro.

Immer zur Adventszeit gehen die Bilder der Märcheninsel und des romantischen Zelts mit den funkelnden Sternen um die Welt – seit nunmehr 36 Jahren! Was gibt es Romantischeres als den Lichterzauber des unvergleichlichen Weihnachtszirkus' Conelli auf der Zürcher Limmatinsel?

Geboten wird das Beste, was es in der Manege zu erleben gibt: Top-Akrobatik, verträumte Poesie, herzhaft Komik und musikalische Leckerbissen. Weltklasse-Artisten begeistern Sie mit ihren Kunststücken, musikalisch begleitet vom traditionellen Conelli-Live-Orchester in Bigband-Formation. Die beiden Hausclowns Gaston und Roli sorgen mit ihren komödiantischen Einlagen dafür, dass kein Auge trocken bleibt.

Geniessen Sie den exklusiven Apéro in der Zirkusmanege, dort, wo anschliessend die Artisten auftreten! Bei den Galavorstellungen

werden Ihnen die kulinarischen Gaumenfreuden direkt an den Tisch serviert.

Das Gastspiel dauert vom 22. November bis zum 31. Dezember 2018. Täglich zwei Vorstellungen, an den Sonntagen des 9., 16. und 23. Dezember sogar drei Vorstellungen.

Infos: www.circus-conelli.ch.



Platin-Club-Spezialangebot

Donnerstag, 29. November 2018

Gala-Abend mit exquisitem 4-Gänge-Gourmetmenü.
VIP-Manegenapéro um 17.30 Uhr

Leistungen:

- Apéro mit Perrier-Jouët-Champagner
- Fingerfood von Candrian Catering
- Galavorstellung mit Gourmetmenü
- Gästegarderobe

Bedingungen:

Dieses Angebot gilt nur für *Weltwoche*-Abonnenten.
Bitte Kundennummer angeben.

Kosten:

Fr. 239.- inkl. Apéro, restliche Getränke nicht inbegriffen

Reservationen:

Tel. 079 407 45 65 oder office@circus-conelli.ch
Vorverkauf Zirkusvorstellungen ohne Essen
044 212 33 33

Veranstalter:

Circus Conelli, 8564 Lipperswil
www.circus-conelli.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Er will gerufen werden

Angela Merkel vollzieht einen Rücktritt auf Raten. Das ist für Deutschland eine Zäsur – und für Friedrich Merz die Chance auf ein Comeback. Er startet als Aussenseiter in das Rennen um den CDU-Vorsitz, hat aber einen Trumpf: Er verkörpert das Gegenprogramm zur Politik der Kanzlerin. *Von Erik Ebnetter*



Geduldssprobe: Merkel, Merz am 60-jährigen Jubiläum der Atlantikbrücke, 2012.

Arnsberg im Sauerland ist nicht Colombey-les-Deux-Églises in der Champagne, und Friedrich Merz ist kein Charles de Gaulle, aber nachdem der Fraktionschef der deutschen Union sein Amt verloren hatte, zog er sich von 2002 an in seine Heimat zurück wie einst der französische Präsident – und wartete auf den Ruf aus der Hauptstadt. Er wartet bis heute. Während de Gaulle ab 1953 nur fünf Jahre ausharren musste, bis ihm die Rückkehr nach Paris gelang, muss sich Merz seit über fünfzehn Jahren gedulden, um in Berlin die Partei zu übernehmen, die Angela Merkel, seine ewige Rivalin, längst geprägt hat wie vor ihr nur Konrad Adenauer, der Weggefährte von de Gaulle. Wiederholt sich jetzt die Geschichte?

Adenauer hatte die CDU im christlich-konservativen Lager verankert, ehe Merkel die Partei in die heute sozialdemokratische Mitte führte. Merz, wirtschaftsliberal und wertkonservativ, hat diesen Kurs oft kritisiert. Die Strategie, möglichst alle Wähler auf der anderen Strassenseite ins Koma zu versetzen, dürfte sich erledigt haben, monierte er einmal. Man könne Binnengrenzen in Europa nur dann aufgeben, wenn zugleich die Aussengrenzen wirksam geschützt würden, mahnte er ein andermal. Nie brauchte er anzufügen, an wen seine Worte adressiert waren. Nun will er, wie er bekannt gab, an die Spitze der CDU treten.

Am Wochenende hat die CDU in der Landtagswahl von Hessen über zehn Prozentpunkte verloren. Es war nicht ihre erste Niederlage in jüngerer Zeit, aber es war ein Fanal. Am Montag verkündete Angela Merkel, sie werde im Dezember den Parteivorsitz abgeben und spätestens 2021 auch ihr Amt als Bundeskanzlerin. Sie, die 1991 ihr erstes Bundesministerium übernahm, seit 2000 die CDU führt und seit 2005 die Regierung, will sich danach aus der Politik zurückziehen. Es ist eine Zäsur, wie Deutschland sie nicht erlebt hat, seit Helmut



Wichtigstes Gremium: Jens Spahn.

Kohl nach sechzehn Jahren als Kanzler und 25 Jahren als CDU-Vorsitzender abtrat. Das war 1998, vor zwei Jahrzehnten: ein historisches Ereignis.

Der Anti-Merkel

Während Merkel im Foyer des Konrad-Adenauer-Hauses, der Parteizentrale in Berlin, ihren Rückzug auf Raten erklärte, standen oben, in der Galerie, zwei Personen, die sich wie Merz um ihre Nachfolge bemühen: Annegret Kramp-Karrenbauer, die Generalsekretärin, und Jens Spahn, der Gesundheitsminister. Beide gehören zum Parteipräsidium, dem wichtigsten Gremium der CDU – Kramp-Karrenbauer war zudem Ministerpräsidentin des Saarlands und führte die Landespartei, während Spahn seit sechzehn Jahren im Bundestag sitzt. Sie haben, was ihrem Konkurrenten von aussen fehlt: eine Hausmacht.

Merz ist, auf einen Begriff gebracht, der Anti-Merkel. Es zeigt sich, wo man die beiden

Merz hofft, dass die Delegierten ihre Amtszeit gleichsam rückgängig machen wollen.

auch vergleicht: hier Merz, aufgewachsen in Westdeutschland, katholisch und dreifacher Vater, ein Jurist und ehemaliger Richter, prinzipientreu bis zur Pedanterie; da Merkel, gross geworden in Ostdeutschland, protestantisch und kinderlos, eine Physikerin und frühere Wissenschaftlerin, pragmatisch bis zum Opportunismus. Es zeigte sich aber auch in der kurzen Zeit, in der sie eng miteinander zu tun



Hausmacht: Annegret Kramp-Karrenbauer.

hatten und eine Gegnerschaft begründeten, über die Deutschland bis heute spricht. Das ist es, was Merz seinen Konkurrenten voraushat: Er verkörpert glaubhaft das Kontrastprogramm zur aktuellen, erfolglosen Politik der Partei.

Merkel und Merz sind in der CDU aufgestiegen, als dort Helmut Kohl noch über politische Karrieren entschied, aber sie waren jung genug, um nicht mit ihm über die Spendenaffäre zu stürzen. Plötzlich führte Merkel die Partei und Merz die Fraktion. Es war das Jahr 2000, und das Land debattierte wieder einmal über sein Selbstverständnis. Gibt es eine deutsche Leitkultur? Merz, der dies bejahte, redete geschliffen und verbindlich wie immer, während Merkel sich nicht recht festlegen mochte. Am Ende hatte er die Fraktion hinter sich.

Absprachen mit Strippenziehern

Das Beispiel zeigt, wie Merz in der Politik verfuhr – auf seine Argumente und sein Auftreten vertrauend –, nicht aber, wie Merkel so erfolgreich werden konnte. Sie überzeugte selten rhetorisch, oft organisatorisch. Als sie 2002 auch den Fraktionsvorsitz übernehmen wollte, besprach sie sich mit den Strippenziehern und eröffnete Merz ihre Kandidatur erst im Plenum. Dieser, völlig überrumpelt, versuchte noch, seine Position zu retten, musste aber einsehen, dass er, obschon in der Fraktion populär, gegen die Absprachen keine Chance hatte. Bis 2004 war er Vize-Fraktionschef, fünf Jahre später zog er sich aus der Politik zurück.

Wer sich heute in Berlin umhört, erfährt von rechts bis links dasselbe: Merz sei ein ausgezeichnete Politiker, rhetorisch beschlagen, dossierfest und integer – aber eitel. Er wolle gerufen werden. Seine jüngsten Manöver legen diesen Schluss ebenfalls nahe. Am Montag liess er über die *Bild*-Zeitung bekannt machen, er erwäge ein Comeback; am Dienstag erklärte er per Mitteilung, er sei bereit, Verantwortung zu übernehmen. Nachdem er zuletzt zehn Jahre in der Wirtschaft tätig gewesen war, wirkte diese zögerliche Ankündigung wie ein Versuchsballon. Wie weit kann ihn dieser tragen?

Wer immer am Parteitag die Wahl um den CDU-Vorsitz gewinnt, hat gute Chancen, dereinst Kanzler zu werden. Aktuell gilt Annegret Kramp-Karrenbauer als Favoritin. Sie steht für Kontinuität, während Spahn als konservative Alternative antritt. Beide haben über die Jahre ein feines Netzwerk in der Partei gewoben. Merz, der dieses Klein-Klein der Politik gern vernachlässigt hat, startet als Aussenseiter. Er muss hoffen, dass die Stimmung in der CDU so stark gegen Merkel gedreht hat, dass die Delegierten ihre Amtszeit gleichsam rückgängig machen wollen – indem sie ihrem Antipoden die Macht übertragen. Sollte es dazu kommen, dürfte er am Parteitag zum Champagner greifen. Es könnte eine Flasche aus Colombey-les-Deux-Églises sein. ○

Deutschland

«Zähes Ende»

Die Kanzlerin verzehrt das politische Kapital ihrer Partei und das soziale Kapital ihres Landes, sagt Ferdinand Knauss. Seine Biografie kommt am Montag in den Handel. Von Urs Gehriger



«Realitätsschock»: Biograf Knauss.

Angela Merkel tritt vom CDU-Parteipräsidium zurück. Erleben wir den Anfang von ihrem politischen Aus?

Dass Angela Merkel den Spätherbst ihrer politischen Laufbahn erlebt, ist selbst ihren grössten Anhängern klar. Aber es ist ein zähes Ende. Sie tritt ja nur als Parteivorsitzende zurück und glaubt, ihre Kanzlerschaft noch bis ans Ende der Legislaturperiode retten zu können. Das könnte sogar gelingen, wenn sich bei der Wahl des neuen Parteivorsitzenden ihre Vertraute Annegret Kramp-Karrenbauer durchsetzt. Mit Jens Spahn oder gar mit Friedrich Merz an der Spitze der Partei kann ich mir das kaum vorstellen. Aber die Kanzlerin ist schlau genug, sich nicht offen für Kramp-Karrenbauer auszusprechen. So steht sie nicht als Verliererin da, wenn ein anderer gewinnt.

Bis dato haben die Deutschen Merkel für alternativlos gehalten. Warum eigentlich?

Das frage ich mich auch. Vor allem in ihrer Partei wurde sie bis vor kurzem für unersetzlich gehalten. Wenn man Merkel-kritische CDU-Politiker fragte, warum sie nicht stärker auf ihren Sturz hinwirkten, hörte man meist die Gegenfrage: «Wer soll es denn sonst machen?» Natürlich hat das auch damit zu tun, dass Merkel sich selbst alternativlos machte, indem sie alle Konkurrenten mit Format kaltstellte. Nicht zuletzt gehört dazu der frühere Fraktionsvorsitzende Merz. Aber Merkel hat auch Glück, dass politische Talente in Deutschland selten sind. Wäre Sebastian Kurz nicht Österreicher, sondern Deutscher, hätte sie es nicht so leicht gehabt.

Auf viele wirkt Merkel farblos, eine Frau ohne Eigenschaften. Wer ist Merkel?

Merkel als Phänomen ist nur zu begreifen, wenn man erkennt, dass sie sich für Macht interessiert, aber nicht wirklich für Politik. Ihr ist fremd, was Politologin Chantal Mouffe als Essenz des Politischen bezeichnet: leidenschaftliche Parteilichkeit.

Seit dreizehn Jahren ist sie Kanzlerin. Wie würden Sie das «Prinzip Merkel» beschreiben?

Persönliche Macht gewinnen und verteidigen durch die Preisgabe politischer Positionen der eigenen Partei und der Interessen der Bürger. Merkel begreift Positionen und nationale Interessen nicht als etwas, für das man kämpft, also Risiken auf sich nimmt, sondern als Verhandlungsmasse, um Konflikte zu meiden und wahlweise Konkurrenten zu demobilisieren oder als Koalitionspartner zu gewinnen. Ökonomisch formuliert: Merkel verzehrt das politische Kapital ihrer Partei und das soziale Kapital ihres Landes.

Blicken wir auf Merkels gesamte Ära: Wofür steht sie?

Natürlich prägen die zentralen Entscheidungen ihrer Regierungszeit – Energiewende mit vorzeitigem Atomausstieg, Euro-Rettungspolitik und die Flüchtlingspolitik – Deutschland und Europa weit über ihre Ära hinaus. Das waren Entscheidungen, die kaum zu revidieren sind.

Was hat sie gut gemacht?

Mir persönlich fällt wenig ein. Sie hinterlässt ein Land, das für die konfliktträchtigen und unsicheren Zeiten, auf die wir zusteuern, nicht gut gerüstet ist, weil Merkels Regierungen auf den oben genannten Politikfeldern den Deutschen Lasten aufgebürdet hat, die nicht nachhaltig zu tragen sind. Das ganze Ausmass des Realitätsschocks werden die meisten Deutschen vermutlich aber erst erleben, wenn Merkel ihren Ruhestand genießt. In zehn Jahren wird kaum noch jemand von der politischen Stabilität der Merkel-Jahre schwärmen.



Ferdinand Knauss: Merkel am Ende: Finanzbuch-Verlag. 220 S. Das Buch erscheint am 5. November. Ferdinand Knauss, 45, war Sprecher im Bundesministerium für Bildung und Forschung. Heute ist er Redaktor bei der *Wirtschaftswoche*.

Geopolitische Prioritäten

Von Hansrudolf Kamer — Die sino-amerikanische Rivalität wird härter. Xi Jinping pocht auf Chinas historische Grösse, Realist Trump hält dagegen. Das kann zu eskalationsträchtigen Reibereien führen.



Mit Beginn der Präsidentschaft Donald Trumps zeichnet sich eine realistische amerikanische Aussenpolitik ab, die etwas einfach mit «America first»

etikettiert wird. Diesen Realismus bekommt vor allem China zu spüren, das sich in den vergangenen Jahrzehnten daran gewöhnt hat, seinen wirtschaftlichen, militärischen und weltpolitischen Aufstieg ohne grösseren Widerstand vorantreiben zu können.

Diese Zeiten sind wohl vorbei, geopolitische Prioritäten setzen sich durch. Trump und Xi haben bei ihren Treffen zwar freundliche Worte gewechselt, doch der amerikanische Präsident und seine wichtigsten Berater haben wiederholt klargemacht, dass sich Amerika von China nicht mehr länger über den Tisch ziehen lassen wird.

In einer Rede Anfang Oktober markierte Vizepräsident Mike Pence formell den Kurswechsel. Er räumte ein, die Versuche während vier Jahrzehnten, China zu einem «Stakeholder», einem Teilhaber in globalen Normen und Institutionen zu machen, seien gescheitert. Nun werde man Amerikas Beziehungen zu China dieser Realität anpassen.

Die Chinesen sind im Dezember 2001 in die World Trade Organization (WTO) aufgenommen worden und haben damit Verpflichtungen übernommen, die einzuhalten sie wohl nie die Absicht hatten. Die etablierten westlichen Spielregeln des Welthandels akzeptierten sie nie.

Im Westen nährte man dagegen sehr lange die Illusion, man könne mit wirtschaftlichem Engagement, mit Marktöffnung und Grossanlässen wie den Olympischen Spielen 2008 China «erziehen» und verwandeln. Westliche Hybris war einst auch die Quelle des Versuchs, das postsowjetische Russland zu «integrieren». Peking und Moskau wollen aber nicht in eine westliche Ordnung eingemeindet werden; sie wollen selber Machtzentren von Einflusszonen sein und die Bedingungen dafür bestimmen.

Vorerst geht es Trump darum, China zur Einhaltung eingegangener Verpflichtungen zu bringen, was seine Vorgänger stets unterlassen hatten. Zölle und Einfuhrhürden dienen als Druckmittel. Der «Handelskrieg» ist

aber nicht nur ein flüchtiger Nadelstich. Trump hatte die Wahlen unter anderem wegen des Hinweises auf chinesische Betrügereien und Manipulationen gewonnen. Seine Politik fusst auf einer Strategie.

Nicht nur in Wirtschaft und Handel spüren die Chinesen Gegenwind. Trump unterstützt stärker als seine Vorgänger Chinas Nachbarn im Fernen Osten gegen eine sich abzeichnende chinesische Hegemonie. Die US-Navy ist in letzter Zeit im Südchinesischen Meer aktiver geworden, um zu verhindern, dass diese Region zu chinesischen Territorialgewässern umfunktioniert wird.

Auf tönernen Füßen

Auch Taiwan rückt ins Blickfeld. Die Amerikaner schicken inzwischen regelmässig Raketenzerstörer durch die Taiwanstrasse im Transit zwischen der südchinesischen und ostchinesischen See. Früher hatten sie diesen Weg vermieden. Im Pentagon wird auch erwogen, als Demonstration wieder eine Flugzeugträger-Kampfgruppe durch das Küstengewässer fahren zu lassen.

Im Sommer hat Trump seine ersten Rüstungsverkäufe an Taiwan gutgeheissen, die sich aber nur an jene anschliessen, die seine Vorgänger getätigt hatten. Die Chinesen protestieren routinemässig, unternehmen jedoch

nichts Konkretes, ausser dass ihre militärische Drohkulisse gegenüber Taiwan mittlerweile Dimensionen erreicht, die eine Selbstverteidigung der Insel wohl illusorisch machen. Taiwan wäre im Kriegsfall auf ausländische – sprich amerikanische – Hilfe angewiesen.

Beim jüngsten Besuch des amerikanischen Verteidigungsministers James Mattis in Peking soll Xi Jinping erklärt haben, China sei dem Frieden verpflichtet, werde aber keinen Zentimeter des Territoriums aufgeben, das die Vorfahren seinem Land hinterlassen hätten. Dazu gehört natürlich Taiwan, aber auch die Mongolei.

Klar ist, dass China eine friedliche Vereinigung vorzöge. Doch auf Taiwan kippt die Stimmung in die andere Richtung, und die Entwicklung einer taiwanischen nationalen Identität wird stärker. Auch politisch wird die Neigung, chinesischem Druck Widerstand zu leisten, eher grösser.

Dafür verantwortlich ist China selber. Chinas Hauptproblem bei seinem Aufstieg zur Weltmacht ist nicht forciertes amerikanischer Gegendruck, sondern seine versteckte wirtschaftliche und politische Schwäche – das Gebäude steht auf tönernen Füßen. Xi und Genossen scheuen davor zurück, die Staatswirtschaft zu reformieren und die horrenden Überkapazitäten abzubauen. Glasnost und Perestroika sind für sie keine Optionen.

Die Flucht in einen Wirtschaftsimperialisismus nach aussen ist das klassische Ablenkungsmanöver. Aber auch dieses ist welthistorisch vorbelastet. Und die Empfänger von Pakistan bis Sri Lanka riechen den Braten und sehen sich vor. Eine kalkulierte und geduldige amerikanische Gegenstrategie kann vor diesem Hintergrund durchaus wirkungsvoll sein.



Versteckte Schwäche: Chinesischer Zerstörer in Hongkong.

Kontradiktorische Diskussion zur

Selbstbestimmungs-Initiative

mit **Roger Köppel** und

Daniel Jositsch

Moderation: Matthias Ackeret

► **Freitag**

16.11.2018

19.45 Uhr

Ort: Aula Schulhaus
Stumpfenboden -
Feuerthalen

Türöffnung: 19.15 Uhr

Zum Abschluss: Apéro

Roger Köppel

SVP-Nationalrat, Verleger und
Chefredakteur der Weltwoche

Daniel Jositsch

SP-Ständerat

Sowie:

Vorstellung der Weinländer SVP-Kantonsratskandidaten

Konrad Langhart, Oberstammheim; **Paul Mayer**, Marthalen;

Michael Trachsel, Feuerthalen; **Matthias Stutz**, Marthalen

*Jedermann ist
herzlich eingeladen!*

SVP Feuerthalen, svp-bezirk-andelfingen.ch





Irrwitz, der eine Kunstform sucht: Kugelbad im Sugarcandy-Pop-up-Museum, Köln.



Ikone der Woche

Futter fürs Ego

Von Michael Bahnerth

Seit ein paar Jahren scheint es, dass, wer jung ist, nur noch zu existieren glaubt, wenn er sich selbst als Bildnis öffentlich darstellt. Das diesbezügliche Diktum ist: «Ich fotografiere mich, also bin ich.» Es gibt zwei wesentliche digitale Sprachrohre der jugendlichen Selbstabbildner. Eines ist Instagram, auf dem täglich achtzig Millionen Bilder hochgeladen und geteilt werden, vielleicht jedes dritte ist ein Selfie. Auf Snapchat, dem zweiten, werden täglich sieben Milliarden Fotos und Videos hochgeladen. Auf Facebook, das aber bei Menschen zwischen fünfzehn und 25 als sehr uncool gilt, sind es 250 Millionen Fotos.

Es ist natürlich ein Jahrmarkt der Eitelkeiten und ein Kampfplatz um Beachtung. Wer für das Bild seiner selbst viele Likes erhält, fühlt sich besser. Umgekehrt kriegen die Nichtbeachteten veritable Minderwertigkeitsgefühle. Das Selfie-Ding ist eine seltsame Sache zwischen spassiger Spielerei und Zwang, zwischen Lust und Last. Es füttert das Ego, und es lässt es verhungern.

Neues Spielzeug für erwachsene Kids

Es genügt inzwischen nicht mehr, einfach nur seine Birne abzufotografieren und sie hochzuladen. Die Selfie-Selbstverwirklichung wird vom Ablichten eines lapidaren Daseinszustandes immer mehr zum ästhetisierten Stilleben und zur Ikonographie, und die Ich-Fotografen suchen Motive, die entweder zum Totlachen sind oder Kunst oder beides. Um an dem zu schnuppern, was Andy Warhol einst als «15 minutes of fame» bezeichnete, was in der Selfie-Welt eine unerreichbar lange Dauer scheint. Das Ganze ist, wenn man es kulturpessimistisch betrachtet, ein Irrwitz eines ausser Kontrolle geratenen Narzissmus, der eine Kunstform sucht. Oder einfach nur ein neues Spielzeug für erwachsene Kids.

Damit die Selbstdarstellung in den Dunstkreisen der Pop-up-Kultur möglichst einfach wird, gibt es neu ein temporäres Pop-up-Museum in Köln, das, so schreiben die Betreiber, «das Sugar-High für Deine Social Media Feeds» sei. Im ganz in Rosa gehaltenen Tempel für Selfie-Süchtige sind zwanzig begehbare Objekte integriert, die sogenannte Made-for-Instagram-Ausstellung, die als künstlicher und Kunsthintergrund gebraucht und missbraucht werden können. Lustige Sachen wie ein Meer von rosa Bällen gibt es da. Und die Möglichkeit, für die Dauer eines Schnappschusses sich grösser als das Leben zu fühlen.



Ideologisches Product-Placement? Kultfiguren Tim und Struppi.

Biografien

Schatten über Tim und Struppi

Die humorvollen «Tintin»-Comics erfreuten Millionen von Jugendlichen weltweit. Über deren Urheber mit dem Künstlernamen Hergé ist nur wenig bekannt. Aus gutem Grund. Seine Geschichte dürfte viele Fans erschüttern. Die Hergé-Story, Teil 1. *Von Claude Cueni*

Brüssel, 1957. Hergé in Panik. Der Journalist Pol Vandromme äussert die Absicht, eine Biografie über ihn zu schreiben. Das hat Hergé gerade noch gefehlt, dass jemand erneut seine Kollaboration während der Nazizeit thematisiert, seine Verhaftung, seinen Gefängnisaufenthalt, das Berufsverbot und den Entzug der Bürgerrechte und des Fahrausweises. Hergé will davon nichts mehr wissen, denn die «schwarzen Jahre» (1940–1944), das waren seine «goldenen Jahre».

Er erkundigt sich in seinem Umfeld, will alles über diesen Pol Vandromme erfahren und beruhigt sich, als er erfährt, dass Pol Vandromme «einer der ihnen» ist und schon etliche Nazikollaborateure mit Biografien eingewaschen hat. Er gibt grünes Licht, bleibt aber misstrauisch. Er redigiert jedes Kapitel mit Akribie, bevor

Vandromme das nächste schreiben darf. 1959 erscheint schliesslich «Le monde de Tintin», die erste Biografie über Hergé. Sie wird wegweisend für alle späteren Biografen. Pol Vandromme schreibt voller Begeisterung, dass Hergé mit seinem Werk den Olymp der Literatur betreten

Biograf Vandromme schreibt voller Begeisterung, dass Hergé den Olymp der Literatur betreten habe.

habe, und vergleicht die einzelnen Tintin-Alben mit Werken von Hemingway, Hitchcock, Jules Verne, Stendhal, Simenon und D.H. Lawrence.

Das Buch von Pol Vandromme war der Grundstein für die Errichtung eines belgischen

Nationaldenkmals. Mit wenigen Ausnahmen beteiligten sich alle späteren Biografen an der Pflege und Veredelung des Mythos Hergé, der den realen Comiczeichner Georges Remi bis zur Unkenntlichkeit verhüllte. Wer, wie Maxime Benoît-Jeannin, es wagte, hinter das Monument zu leuchten und Hergé als «Faschisten ohne Reue» zu bezeichnen, und dies auch noch mit Quellenangaben belegte, wurde in den belgischen Medien arg angefeindet.

Doch weder Benoît-Jeannins Buch «Le mythe Hergé» noch der Folgeband «Les guerres d’Hergé» konnten juristisch verhindert werden. Aus einem einfachen Grund: Amtliche Dokumente und von Hergé illustrierte und signierte Schriften von Faschisten und Antisemiten sind noch heute vorhanden und belegen, was seit 1959 relativiert, bestritten, unterschlagen oder in ei-

nem Meer von Belanglosigkeiten ertränkt wird. Pol Vandromme schaffte es, die «schwarzen Jahre» auf gerade mal fünf Seiten zu streifen, mittlerweile fährt man eine andere Strategie: Das belgische Studien- und Dokumentationszentrum Cegesoma betreibt die virtuelle Plattform Belgium WWII, um «in Zeiten von Fake News Qualitätsinformationen über heikle Fakten zum Zweiten Weltkrieg zu verbreiten». Den Namen Hergé sucht man vergebens.

Endlich reiner Tisch

Dem französischen Autor Pierre Assouline ist es zu verdanken, dass nach Hergés Tod auch die private Korrespondenz ausgewertet wurde. Er ist bis heute der Einzige, der von Hergés zweiter Frau, heute Fanny Rodwell, die Erlaubnis erhielt, das private Archiv des Comiczeichners zu durchforsten. Sie stellte keine Bedingungen, sie wollte das Manuskript vor Drucklegung nicht einmal lesen. Sie hatte nur einen Wunsch: dass ein renommierter Autor wie Assouline, der sich bereits mit monumentalen Biografien (u. a. über Georges Simenon) einen Namen gemacht hatte, endlich reinen Tisch macht, damit es ein Ende habe mit all diesen Nazigeschichten. Alles sollte publik werden, und dann sollte für immer Schluss sein.

Wer war Georges Remi (1907–1983), der bereits im Alter von siebzehn Jahren seine Zeichnungen mit dem Künstlernamen Hergé signierte? Der Name setzt sich zusammen aus dem ersten Buchstaben des Nachnamens Remi und dem ersten Buchstaben des Vornamens Georges. Französisch ausgesprochen ergibt RG: Hergé.

Im letzten grossen Interview («Entretiens avec Hergé», Casterman, 1975/1983) erzählt er Numa Sadoul: «Ich wuchs in einem mittelmäs-

sigen, in einem durchschnittlichen Milieu auf, mit mittelmässigen Ereignissen und mittelmässigen Gedanken. Meine Jugend war grau, meine Kindheit, meine Jugendzeit, die Pfadfinderei, der Militärdienst, alles grau, ich war nie heiter, nie lebensfroh, nie traurig, eher freudlos. Ich war nicht unglücklich zu Hause, weit davon entfernt, im Gegenteil, meine Eltern waren sehr gut zu mir und schenkten mir viel Zuneigung, aber es gab nie einen Funken; meine Jugend, ich trauere ihr nicht nach.»

Das erkonservative katholische Umfeld hatte ihn geprägt. In jener Zeit sind der Hass auf die Bolschewiken und die Ablehnung von Juden und Ausländern integrale Bestandteile dieses religiösen Fundamentalismus. Eine seiner ersten Publikationen zeigt «Le juif», eine Illustration für das Magazin der belgischen Jugend (*L'Effort, organe officiel de L'Association catholique de la jeunesse belge*, 1925). Hergé zeichnet den klassischen «hässlichen Juden» mit Hut und langem Bart, gekrümmt vor einer Wand, der Schatten erinnert an einen Verbrecher, der Übles im Schilde führt.

Mit Begeisterung tritt Hergé schon früh katholischen Pfadfinderorganisationen bei, später dem nationalen Verein Le Boy-Scout, für den er regelmässig Comics zeichnet. In dieser Zeit schliesst er Freundschaften mit Raymond de Becker und Léon Degrelle. Beide werden in seinem Leben noch eine grosse Rolle spielen. Seine erste Serie erzählt die Abenteuer des kleinen Pfadfinders Totor. Mit achtzehn findet Hergé einen Job in der Abonnementsabteilung der katholischen Tageszeitung *Le Vingtième Siècle*, leistet seinen Militärdienst und kehrt mit zweiundzwanzig Jahren zurück. Aber diesmal, dank seiner zeichnerischen Fähigkeiten, als Chef der neugeschaffenen Kinderbeilage *Le Petit Vingtième*.

Sein Chefredaktor ist Pater Norbert Wallez, ein sprachgewaltiger «curé de choc», ein Haudegen Gottes, unkonventionell, humorvoll, charismatisch. Die Brüsseler Jugend verehrt diesen Bud Spencer des radikalen Katholizismus und frisst ihm aus der Hand. «Ich war damals zweiundzwanzig, die Bösen, das waren die Sowjets, vergessen Sie nicht, dass ich damals einer katholischen Zeitung angehörte, die extrem rechts politisierte, katholisch bis in die Politik. Es war der Abbé Norbert Wallez, der alles dirigierte, und selbstverständlich dachten wir alle wie er. Damals widersprach man nicht. Und ich mochte ihn gerne, und das ist vor allem der Grund, wieso ich wie er dachte.»

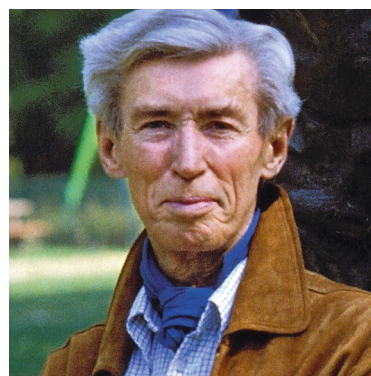
Ideales Vehikel

Pater Norbert Wallez ist ein persönlicher Freund von Benito Mussolini. Der «Duce del Fascismo» hatte ihn in Rom empfangen und ihm ein signiertes Porträt mit persönlicher Widmung geschenkt. Es hängt in Wallez' Brüsseler Redaktionsbüro und erinnert ihn täglich daran, dass er eine Mission zu erfüllen hat. Wallez hält diesen schüchternen und leicht beeinflussbaren Zeichner Hergé für das ideale Vehikel. Er gibt ihm den Auftrag, sich für die Kinderbeilage eine Comicserie mit einem jungen Reporter auszudenken. Der Pater hatte als Kind die äusserst populären Comics von Benjamin Rabier (1864–1939) verschlungen, darunter auch das 1898 erschienene Album «Tintin-Lutin». Der Comic-Held ist ein kleiner Bengel mit blonder Haartolle, Golfhosen und knuddeligem Hund. Wallez will einen etwas älteren «Tintin-Lutin», einen jungen Erwachsenen, den man als Reporter in die Welt hinaus schicken kann, um die Jugend mit seiner Ideologie zu imprägnieren.

Es ist Pater Wallez, der Tintins Reisepläne festlegt. Mit dem ersten Band «Tintin au pays des Soviets» soll das Elend einer kommunistischen Diktatur aufgezeigt werden. Anschliessend soll Tintin in den Kongo, um der belgischen Jugend verständlich zu machen, wieso die «dummen Neger» ohne die überlegenen Kolonialherren keinen Nagel einschlagen können.

Fast noch ein Kind

Aber zuerst muss Hergé «seinem» Tintin Leben einhauchen, mit einem Charakter und Eigenschaften versehen. Er selbst taugt nicht als Vorbild. Hergé ist ein ängstlicher Junge ohne Selbstbewusstsein, fast noch ein Kind, wie Wallez' Sekretärin, Germaine Kieckens, wiederholt bemerkt. Aber es gibt da einen anderen jungen Mann in der Redaktion, der all das verkörpert, was Hergé gerne gewesen wäre: seinen Pfadfinderkollegen «Léon



«Tintin»-Erfinder Hergé.

Er selbst taugt nicht als Vorbild. Hergé ist ein ängstlicher Junge.

le beau», Léon der Schöne. Er ist nur gerade ein Jahr älter als Hergé, sie sind die Einzigen in der Redaktion, die sich duzen, zwei beste Freunde. Léon ist mittlerweile ein charismatischer Dandy mit blonder Haartolle. Der extrovertierte Exzentriker trägt Golfhosen. Hergé gesteht im Dezember 1975 der Zeitung *La Libre Belgique*: «Ich habe dank Léon Degrelle die Comics entdeckt», bestreitet aber, dass Léon Degrelle die Vorlage für Tintin gewesen sei, denn sein Kumpel Léon wird einige Jahre später der Führer der Rexisten, der Vereinigung belgischer Faschisten. Degrelle erlangt als «Hitler Belgiens» in-

Literatur-Extra

- 54 Schatten über Tim und Struppi
Hergé und die Nazis
- 58 Tintins letztes Abenteuer
Das neue Buch von Claude Cueni
- 59 Schweizer Klassiker
Karl Viktor von Bonstetten
- 60 Willi Wottreng
Indianer auf Schweiz-Tour
- 61 Fasziniert von der Macht
Essays von Martin Amis
- 62 Dirk Vaihinger Der abtretende
Nagel-&Kimche-Chef blickt zurück
- 63 Arthur Rimbaud
Briefe aus der Hölle
- 64 Knorrs Krimis
- 64 Alfred Bodenheimer
Erfolg mit Rabbiner-Kommissar
- 65 Sprache Zum Schreien



Rede im Goebbels-Stil: Freund Degrelle, 1944.

ternationale Berühmtheit, wird SS-Obersturmbannführer und von Adolf Hitler persönlich mit Eichenlaub und Schwertern ausgezeichnet.

Noch in den fünfziger Jahren bestellt Hergé bei seinem diskreten Lausanner Buchhändler die Rechtfertigungsschriften Degrelles und lobt sie in Briefen an seine Freunde. Hergé behauptet später, sein jüngerer Bruder Paul habe ihn inspiriert, weil seine Schulkollegen ihn «Tintin» nannten, aber sie nannten ihn «Tintin» in Anlehnung an Benjamin Rabiers «Tintin-Lutin». Pauls Charakter und Erscheinungsbild hatten hingegen mit Tintin so viel gemeinsam wie eine Eidechse mit einer Telefonzelle.

Insider-Scherze

Norbert Wallez, Léon Degrelle, Germaine Kieckens und Hergé sind auch privat eng miteinander verbunden. An Sonntagen fahren sie oft aufs Land hinaus und essen zusammen zu Mittag. Rexisten unter sich, wie Léon Degrelle später in seiner Autobiografie «Tintin mon copain» berichtet. Er verrät auch, wie Hergé auf den Hund beziehungsweise auf den Foxterrier kam. Hergé mochte keine Hunde, Katzen hingegen sehr. Nur für Fotoshootings liess er sich lächelnd mit einem Foxterrier ablichten. Degrelle berichtet, dass sie gemeinsam im Fotoarchiv des *Vingtième Siècle* nach einer Hunderasse suchten und sich von einer Fotografie aus dem Jahre 1918 inspirieren liessen.

Das Bild wurde im Reservelazarett von Paserwalk aufgenommen. Es zeigt einen deutschen Gefreiten mit seinem Foxterrier. Und dieser Gefreite mit Schnauz ist kein Geringerer als der junge Adolf Hitler. Die Fotografie ist mittlerweile in zahlreichen Biografien abgebildet. Der britische Historiker Sir Ian Kershaw thematisiert Adolf Hitlers Foxterrier Fuchsl in Band 1 seiner preisgekrönten Hitler-Biografie: «Hitler: 1889–1936». Degrelle, der Faschist, der zum Nazi mutiert war, wollte mit «Tintin mon copain» ohne Zweifel seine Kriegsmemoiren promoten, das zeigen bereits die Titelwahl und



Coach und Therapeutin: mit Gattin Germaine, 1958.

das Cover mit Tintin in Nazi-Uniform. Das Buch war in erster Linie die 233-seitige Autobiografie eines Unbelehrbaren. Ob er tatsächlich die Vorlage für Tintin war, kann heute niemand mehr beantworten.

Dass Autoren und Regisseure gerne versteckte Insider-Scherze platzieren, ist bekannt. Ähnlich wie Hitchcock gönnte sich Hergé in einigen Alben kleine Auftritte, meist versteckt in der Menge. In «Le sceptre d'Ottokar» verewigt er zahlreiche seiner Freunde, in anderen Alben karikiert er die einen als Mumien, die anderen als Deppen, in «Les bijoux de la Castafiore» macht er sich über seine Ex-Frau lustig. Einmal nennt er eine Strasse «Calle 22 de mayo», das ist der 22. Mai, sein Geburtstag. Wallez, Degrelle und Hergé waren für ihren Humor bekannt. Es wäre nicht ungewöhnlich, wenn sie sich mit Hitlers Foxterrier einen kleinen Spass erlaubt hätten. Dieses ideologische Product-Placement mag eine plausible Erklärung sein, aber was plausibel daherkommt, muss nicht wahr sein.

Nachdem Tintin aus der maroden Sowjetunion zurückgekehrt ist, schickt ihn Wallez in den Kongo. Dieser zweite Band hat die Gemüter erhitzt, und zwar nicht 1931, als er erschien, sondern mehr als ein halbes Jahrhundert später, als der Zeitgeist ein anderer war. Der kongolesische Student Bienvenu Mbutu Mondondo reichte in Brüssel eine Rassismusklage ein. Er wollte das Buch verbieten lassen, weil die Afrikaner darin als «dumm, arbeitsscheu und unfähig» dargestellt wurden und es «jeden Menschen schwarzer Hautfarbe beleidige». Das Gericht lehnte die

Klage ab mit der Begründung, «Tintin au Congo» stachle nicht zum Rassenhass auf, sondern widerspiegle die Darstellung von Afrikanern in der damaligen Zeit.

Keine Ahnung von Gräueln

Die Biografen erwähnen «diese Jugendsünde» des damals 24-jährigen gerne in einer Ausführlichkeit, dass man sich fragt, ob hier nicht etwas ganz anderes vernebelt werden soll: die Kongo-Gräueln. Die Konzessionsgesellschaften des belgischen Königs Leopold II. versklavten in den Jahren 1888 bis 1908 Zehntausende von Kongolesen und zwangen sie zur Arbeit auf den Kautschukplantagen Seiner Majestät. Wer sein Tages-Soll nicht erfüllte, dem wurde oft die linke Hand mit der Machete abgehackt. Bilder von Körben mit amputierten Gliedmassen gingen damals um die Welt. Ganze Dörfer wurden in Geiselhaft genommen um die Arbeiter zu mehr Leistung anzuspornen, Frauen wurden vergewaltigt, Kinder ermordet. Zwischen acht und zehn Millionen Kongolesen fanden in der privaten Kolonie des belgischen Königs den Tod. Hergé wird später sagen, er habe davon nichts gewusst. Ist das möglich?

Als Hergé 1930 die ersten Seiten zeichnete,

war der Völkermord seit 22 Jahren beendet. Aus heutiger Sicht liegt der Holocaust 73 Jahre zurück. Können wir uns noch daran erinnern, dass es einen Holocaust gab? Hergé arbeitete auf einer Zeitungsredaktion und wusste von all dem nichts? Die Biografen glauben das wohl selber nicht und vermeiden es deshalb, Hergés «Tintin au Congo» in einen historischen Kontext mit den Kongogräueln zu stellen. Selbst Sachverhalte, die Hergé später bestätigt, bestreiten sie mit Vehemenz.

1932 drängt Norbert Wallez seine Sekretärin Germaine Kieckens, Hergé zu heiraten. Sie sträubt sich. Sie hat eine zerbrochene Liebesbeziehung hinter sich und

steht auf ältere, reifere Männer, richtige Männer wie Wallez. Hergé ist ihr zu grün hinter den Ohren. Aber Wallez drängt, und die beiden können sich ihrem Übervater nicht widersetzen und heiraten 1932. Hergé ist 25, Germaine ein Jahr älter. Sie hat von Anfang an die Hosen an. Es ist die resolute Germaine, die Hergé dazu bringt, seinen Traum von einem Atelier für Werbegrafik aufzugeben und voll auf Tintin zu setzen. Die dominante Frau ist nicht nur Hergés Gemahlin, sondern auch Coach und Therapeutin. Wenn Hergé ein Problem hat, schickt er stets Germaine vor, um das Unangenehme erle-



Inspiration: Hitler (r.), Foxterrier.

Degrelle verrät auch, wie Hergé auf den Foxterrier kam.



I450 VERLAG BRINK HAUS

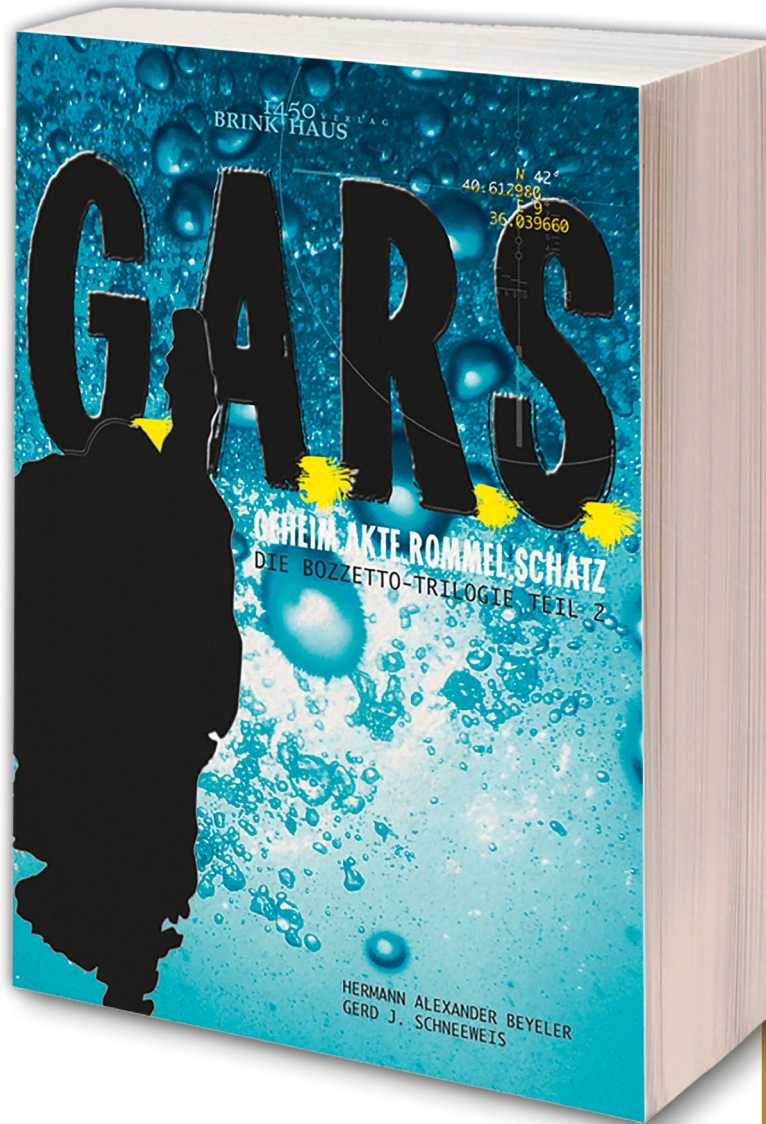
Ihr Verlag für spannende Romane, atemlose Thriller
und liebevoll illustrierte Kinderbücher.



BOZZETTO I - Der Fluch

ISBN 978-3-7245-2178-5 | CHF 16.80

Der Entwurf Michelangelo, ein sogenannter «Bozzetto», enthält bereits alle Elemente des später weltberühmten Freskos. Zwölf Jahre bleibt die Holztafel in den Archiven des Vatikan, bis ihn Kardinal Farnese verschenkt – an Vittoria Colonna, Michelangelos ehemalige Geliebte und Muse. Von da an wechselt der Bozzetto über die Jahrhunderte immer wieder seinen Besitzer. **Mächtige Königinnen und Könige, Großinquisitoren, Revolutionäre. Bis er in die Hände der Nazis fällt.** Ihnen, wie auch allen zuvor, die seine ihm inwohnenden Kräfte und Mächte nutzen wollten aus Gründen der Habgier und Machtbesessenheit, bringt er Unglück, Tod, Verderbnis. **Liegt ein Fluch auf Michelangelos Werk?**



BOZZETTO II - G.A.R.S.

ISBN 978-3-906900-15-5 | CHF 24.90

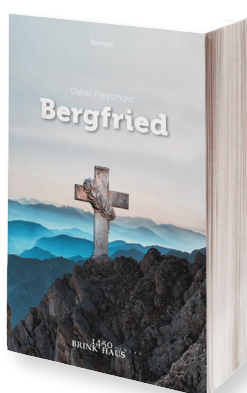
Die mysteriösen Geschehnisse um die magische Holztafel Michelangelos haben sich gerade erst beruhigt, als die zufällige Entdeckung einer Schatzkarte das ehemalige Bozzetto-Team wieder zusammenbringt und auf **die Spur des Rommelschatzes** führt. Bei Ihrer Recherche auf Korsika geraten sie schnell in einen Strudel eskalierender Gewalt. **Ein brutaler Mord zwingt das Trio schließlich zur abenteuerlichen Flucht vor Polizei und Mafia.** In letzter Sekunde finden sie Unterschlupf in einem geheimnisvollen unterirdischen Labyrinth des Vatikan. Viel zu spät erkennen sie, dass der Bozzetto erneut seine Finger im Spiel hat. **Unaufhaltsam kommen sie der Lösung eines uralten Geheimnisses gefährlich näher...**

**Jetzt bestellen
für CHF 24.90**

Weitere Publikationen aus dem Brinkhausverlag



DIE DUNKLE SEITE DES LICHTS
OSKAR FREYSINGER
CHF 24.90
ISBN 978-3-906900-12-4



BERGFRIED
OSKAR FREYSINGER
CHF 19.90
ISBN 978-3-906900-11-7



PÄULI UND DIE VERZAUBERTE SCHWINGERHOSE
OSKAR FREYSINGER
CHF 24.90
ISBN 978-3-906900-10-0



**LITTLE BEN
EIN UNGLAUBLICHES POLIZEIAUTO**
OSKAR FREYSINGER
CHF 29.90
ISBN: 978-3-906900-00-1

Bestellen Sie unter www.brinkhausverlag.ch



Tintin

Letztes Abenteuer

Claude Cuenis neuer Roman ist ein Muss für jeden «Tim & Struppi»-Fan.

Etwas stimmt nicht mit Tintin. Fast fünfzig Jahre lang war der junge Abenteurer in entfernte Weltgegenden gereist, vom Kongo bis nach Nicaragua. Dabei war er nie gealtert, hatte nichts von seinem Esprit verloren. Doch plötzlich ist alles anders. Er wird ängstlich, entdeckt ein graues Schamhaar – und er beginnt, an seinem Schöpfer, Hergé, zu zweifeln.

Der Schweizer Schriftsteller Claude Cueni schickt Tintin auf sein letztes Abenteuer: Die Comicfigur macht sich auf die Suche nach ihrem Erfinder. «Ich muss ihn jetzt endlich sprechen», schimpft Tintin. Es geht nicht nur um seinen plötzlich eingesetzten Alterungsprozess, sondern um viel mehr. War Hergé tatsächlich ein Faschist, wie gemunkelt wird?

Während seiner Recherche besucht Tintin ehemalige Mitarbeiter, Weggefährten und Freunde des Comiczeichners, begleitet von Kapitän Schellfisch (Haddock) und dem Hund Milou (franz. Filou, dt. Struppi). Seine schlimmsten Befürchtungen werden zunehmend Gewissheit. «Bedaure, Monsieur, aber Hergé verkehrte zeitlebens in rechtsextremen Kreisen und stellte Nazi-Kollaborateure in den Studios Hergé ein. (...) Das lässt sich nicht bestreiten, das kann man nur verschweigen», wird ihm gesagt.

Die Leiche ist weg

Zur Aussprache mit seinem Schöpfer kommt es nicht mehr. Hergé ist tot. Tintin findet dessen Grab – doch die Leiche ist verschwunden.

Mit «Warten auf Hergé» legt Claude Cueni eine ausserordentliche Roman-Biografie vor. Die Aussagen von und über Hergé sind alle verifiziert, die Quellen im Anhang aufgeführt. Meisterhaft verwebt der Autor die Fakten in ein spannendes Tintin-Abenteuer, wo es zu einem Wiedersehen mit vielen liebgewonnenen Figuren aus dem Comic kommt. Ein Buch, um das kein «Tim & Struppi»-Fan herumkommt.

Rico Bandle



Claude Cueni: Warten auf Hergé. Münsterverlag, 213 S., Fr. 24.–



Haudegen Gottes: Förderer Wallez, Hergé.

digen zu lassen.

Für die Biografen hat die «Sekretärin Germaine» kaum Platz neben dem grossen Hergé. Aber Germaine Kieckens war bereits Chefredaktorin der Frauenbeilage des *Vingtième Siècle*, als Hergé die Verantwortung für die Kinderbeilage übernahm. Sie lieferte Hergé Beiträge und Illustrationen und signierte mit «Tantine». Sie hat bis an ihr Lebensende illustriert und gemalt. Ihre tragische Ehe hat zahlreiche Parallelen mit der Biografie der unglücklichen Josephine Verstelle Nivison, die für ihren Ehemann, den Kunstmaler Edward Hopper, ihre eigene Karriere aufgab.

Am 10. Mai 1940 greifen Verbände der deutschen Heeresgruppen A und B das neutrale Belgien an. Alexander von Falkenhausen, der Chef der deutschen Militärverwaltung, übernimmt die Kontrolle über die Medien. Die Zeitung *Le Vingtième Siècle* wird geschlossen, die Tageszeitung *Le Soir* wird unter ihrem Chefredaktor Raymond de Becker Propaganda-Organ der deutschen Besatzungsmacht, die Belgier nennen die Zeitung fortan «Le Soir volé», den gestohlenen *Le Soir*. Für die meisten Belgier bedeuten die folgenden vier Jahre Angst, Schrecken und Mangel an vielem, für Hergé beginnen hingegen die vier «goldenen Jahre».

Hat er später bereut?

Er wechselt freiwillig in die Redaktion von Raymond de Becker, seinem Jugendfreund aus Pfadfinderzeiten, und publiziert regelmässig die Fortsetzung seiner Tintin-Abenteuer. In der Redaktion hoffen alle auf die «neue Ordnung». Während Raymond de Becker in der linken Zeitungsspalte in *Le Soir* seine Kolumne über die germanische Ethik publiziert, erscheinen in der rechten Spalte Hergés Illustrationen zu Judenwitzen: bucklige Juden mit

krummer Nase, aufgeworfenen Lippen, Schläfenlocken, Bart und Hut, die gierig und verschlagen ihren Geldgeschäften nachgehen. Selbst als die ersten Meldungen über die Massenmorde an den Juden Brüssel erreichen, kennt Hergé kein Mitleid. Wie damals schon bei den Kongo-Gräueln. Wenn Hergé morgens zur Arbeit geht, begegnet er Menschen mit dem

Unter deutscher Besatzung blüht Hergé regelrecht auf, es entstehen die besten Alben.

gelben Stern auf der Brust, und wenn später belgische Juden, unter ihnen Frauen und Kinder, zu den Bahnhöfen gebracht und nach Auschwitz deportiert und vergast werden, 2500 insgesamt, fehlt Hergé jedes Mitgefühl. Hat er später bereut? Fünfundzwanzig Jahre später sagte er in einem Interview mit Numa Sadoul: «Ich hatte keine Skrupel, für eine Zeitung wie *Le Soir* zu arbeiten, ich habe gearbeitet, das ist alles, so wie ein Minenarbeiter arbeitet oder ein Metzger.

Aber während man es normal fand, dass ein Maschinist eine Eisenbahn zum Laufen brachte, wurden die Presseleute später als Verräter gebrandmarkt.» Jugendsünden des damals 34-jährigen Autors? Wie lange dauert eine Jugend? Bedeutet Jugendsünde nicht, dass man rückblickend das damalige Tun als Sünde einstuft? Dass man bereut? Hat Hergé je bereut? Oder ist er auch ein Antisemit ohne Reue? Der mit dem «Chevalier des Arts et des Lettres» ausgezeichnete Mulhouser Comiczeichner Jacques Martin arbeitete ab 1953 neunzehn Jahre lang mit Hergé an den Tintin-Alben und für das Comicmagazin *Tintin*. In den siebziger Jahren sagt er in einem Interview mit der *Libération*, dass Hergé ein Leben lang Antisemit geblieben sei. Also auch in einer Zeit, als der Holocaust jedem Schulkind bekannt war.

In den Kriegsjahren wird Papier knapp. Die Schwarzweiss-Alben werden deshalb von 124 auf 62 Seiten gekürzt. Diese Aufgabe ist anspruchsvoll, weil man nicht nur kürzen, sondern die Geschichten neu erzählen muss, damit am Seitenende ein Cliffhanger auf die Fortsetzung neugierig macht. Es ist der Comic-Autor und Zeichner Edgar P. Jacobs («Flash Gordon»), der diese Arbeit übernimmt. Hergé will ihn dennoch nicht als Co-Autor aufführen: «Tintin, das bin ich, und nur ich.»

Unter deutscher Besatzung blüht Hergé regelrecht auf, es entstehen die besten Alben, Highlights wie «Das Geheimnis der «Einhorn»» (1943, neu), «Der Arumbaya-Fetisch» (1943, Neufassung in Farbe), «Die schwarze Insel» (1943, erste Neufassung in Farbe), «Die Krabbe mit den goldenen Scheren» (1943, Neufassung in Farbe) und «Der Schatz Rackhams des Roten» (1944, neu).

Viele Künstler ziehen sich diskret zurück, «ils cassent leur plumes», sagt man in Brüssel, sie

brechen ihre Federn und verweigern sich, nehmen finanzielle Einbussen in Kauf. Für den ehrgeizigen Hergé eine einmalige Gelegenheit. Er beliefert nun gleich drei nazifreundliche Zeitungen aufs Mal und verdient richtig Geld. In der Redaktion von *Le Soir* fühlt er sich pudelwohl. Seine Abende verbringt er mit seinen Arbeitskollegen in den Lokalen und Bars, die auch von den SS-Offizieren frequentiert werden. Dem deutschen Besatzungsoffizier Burckas schenkt er den Band «Das Geheimnis der «Einhorn»» mit einer persönlichen Widmung. Sie alle glauben an Hitlers «Endsieg». Léon Degrelle hält am 17. Januar 1943 im Brüsseler Palais des sports eine feurige Rede im Goebbels-Stil und fordert den Anschluss Belgiens an Deutschland. Der Surrealist René Magritte karikiert hingegen den Narzissten, wie er in einen Spiegel schaut und das Konterfei von Adolf Hitler entdeckt.

Hergé feiert nicht

Im Sommer 1943 landeten britische und amerikanische Truppen auf Sizilien, Mussolinis Tage sind gezählt, einige Monate später beginnen alliierte Bomber- und Jagdverbände mit den Flächenbombardements deutscher Städte. In den späten Abendstunden des 3. September enden Hergés lukrative «goldene Jahre». Die britische Armee rückt über die Avenue de Tervuren vor und befreit die Hauptstadt Brüssel. Auf dem Boulevard de Waterloo werden die

Er beliefert nun gleich drei nazifreundliche Zeitungen aufs Mal und verdient richtig Geld.

Soldaten frenetisch gefeiert. Hergé feiert nicht. Er hat keinen Grund dazu. Im Gegenteil, er hat Grund zur Sorge. Belgien erhält seine Freiheit zurück, Hergé verliert die seine. Bob de Moor, der Co-Autor, der während Jahrzehnten Hergés rechte Hand gewesen war, sagte dem Biografen Pierre Assouline, dass Hergé für den belgischen Widerstand nie ein gutes Wort übriggehabt habe, man habe ihn nie sagen hören: «Schön, dass wir befreit wurden.»



Claude Cueni ist mit «Tintin» aufgewachsen, seine Muttersprache ist Französisch. Er hat alle Biografien, Dokumente und Interviews in der Originalsprache gelesen. Soeben ist sein Roman «Warten auf Hergé» im Münsterverlag erschienen. Fr. 27.90. www.cueni.ch

Lesen Sie nächste Woche:

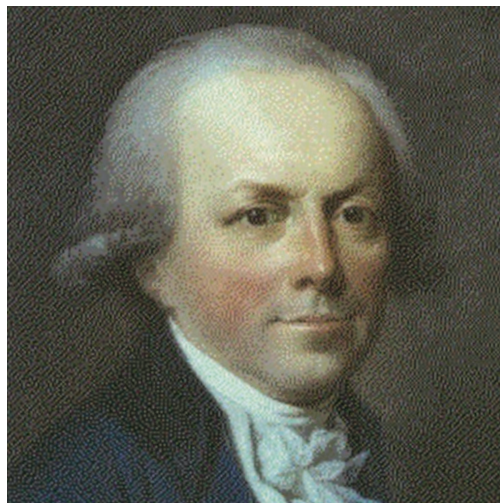
«Lebenslügen eines Künstlers» (Teil 2 der Hergé-Story)

Schweizer Klassiker

Hirtenidyll und Landreform

Karl Viktor von Bonstettens «Hirtenlandbriefe» (1782) machten neben dem Autor auch das Saanenland berühmt.

Von Christoph Mörgeli



Feldforschungen mit Mädchen: von Bonstetten.

Eigentlich war er nur Lückenbüsser für seinen verstorbenen Schwiegervater: 1779 übernahm Karl Viktor von Bonstetten (1745–1832) die bernische Landvogtei im Saanenland. Sie bestand aus vier deutsch- und vier französischsprachigen Kirchgemeinden. Im Schloss Rougemont schrieb Bonstetten sein erstes veröffentlichtes Werk, nämlich die «Briefe über ein schweizerisches Hirtenland». Den französischen Urtext übersetzte sein bester Freund, der Historiker Johannes von Müller, ins Deutsche. Als Artikelserie in Christoph Martin Wielands *Teutschem Merkur* sorgten die «Hirtenlandbriefe» sofort für Furore. 1782 erschien das Werk in Basel, ein Jahr später auch in Bern als Buch.

Im modischen Briefstil als Reiseberichte verfasst und anonym herausgegeben, vertrat Karl Viktor von Bonstetten im Vergleich zu vielen seiner patrizischen Standesgenossen eine stark aufklärerische, ja liberale Sicht auf die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände. Reich ausgebreitete statistische Fakten finden sich in den «Hirtenlandbriefen» ebenso wie geologische Beobachtungen und ökonomische Erwägungen, welche die Wirtschaftshistoriker heute noch hoch einschätzen. Besonders reizvoll ist der Spannungsbogen zwischen dem paradiesähnlichen Sehnsuchtsort eines unschuldigen Bergvolkes und einer durchaus kritisch-realistischen Einschätzung von Land und Leuten.

Auch im Saanenland war damals aus dem einstigen Ackerland längst Wiesland geworden, ja die Kenntnis über Getreide und Fruchtfolge schien zum Unmut der Obrigkeit längst verloren: «Daher misslangen den Bernerischen Landvögten alle Versuche zur Herstellung des Kornbaues; diese schweissauspressende und

anstrengende Arbeit wurde von dem Volk gegen die freie ruhige Wonne des Hirtenstandes umgetauscht.» Bonstetten kritisierte den unmässigen Kaffeeverbrauch, als dessen Folge er zu bemerken glaubte, dass die Menschen immer hässlicher würden. Durchaus modern muten demgegenüber seine Forderungen nach uneingeschränktem Freihandel oder Abschaffung der schlechtgenutzten Allmendwiesen an. Ein Verbot der Butterausfuhr, wie sie der Staat Bern ernsthaft diskutierte, lehnte der Autor ab, sprach sich hingegen für das freie Entscheidungsrecht der Bauern aus, zwischen Käse- und Butterproduktion wählen zu können, um sich den jeweiligen Marktverhältnissen rasch anzupassen.

Beengt in Bern

Die «Hirtenlandbriefe» beruhen auf Gesprächen mit Hunderten von regionalen Zeitzeugen. Idealisierendes Hirtenleben wechselt mit fortschrittlichen Forderungen nach Tüchtigkeit und Wirtschaftlichkeit. Auch die soziale Frage wird berührt, wobei Karl Viktor von Bonstetten die Kinderarbeit in einem dazu gestifteten «Spital» keineswegs verurteilt: «In diesem Spital spinnen zwölf Kinder täglich ein halbes Pfund Baumwolle und gewinnen 13 Sous. Das Volk steuert gern, die Vorgesetzten verwalten gewissenhaft; Reinlichkeit herrscht in dem Hause.»

In Bern fühlte sich Bonstetten zunehmend beengt und lebte viel lieber als vorzüglich waltender Landvogt in Nyon oder im familieneigenen Gut in Valeyres. Die letzten Jahrzehnte verbrachte er als Schriftsteller und gut vernetzter Korrespondent in Genf und erfreute eine gebildete, die gepflegte Konversation liebende Leserschaft. Napoleon soll sich in der Schweiz jeweils als Erstes nach dem Befinden von Karl Viktor von Bonstetten erkundigt haben. Mit dem Herzensfreund Johannes von Müller wechselte der Berner gegen zweitausend Briefe und tadelte zuweilen milde dessen ungezügelt ausgelebte homoerotische Leidenschaften. Bonstetten selber hielt sich auch als verheirateter Mann bei seinen Feldforschungen an die Mädchen: «Am besten lernt man eine Nation kennen, indem man mit ihren Töchtern schläft.»



Karl Viktor von Bonstetten: Briefe über ein schweizerisches Hirtenland. Faksimile der Basler Ausgabe von 1782. Porzio. 231 S., Fr. 44.–

Indianer auf Schweiz-Tour

Der Schweizer Autor Willi Wottreng erzählt in einem spannenden Roman die wahre Geschichte des schillernden Irokesenhäuptlings Deskaheh. Von Florian Vetsch

Wer je mit Begeisterung Bücher über die Ureinwohner Nordamerikas las, wer mit den Figuren aus den Romanen von Karl May und James Fenimore Cooper auf Du und Du stand oder die weniger romantisierenden Darstellungen der Häuptlinge Sitting Bull, Crazy Horse und Geronimo vom Schweizer Schriftsteller Ernie Harting schätzte, für diese Leserschaft gilt es ein neues Buch zu entdecken: «Ein Irokese am Genfersee» von Willi Wottreng, die Geschichte des Häuptlings Deskaheh (1873–1925). Damit ist Wottreng ein weiterer Streich in der Liste seiner immer auch die Zeitgeschichte widerspiegelnden Biografien gelungen; sie umfassen so disparate Figuren wie die Kult-Prostituierte Lady Shiva, den Walliser Geldfälscher Farinet, den Rockerboss Tino oder die adlige Feministin *avant la lettre*, die Zürcher Millionärin Lydia Welte-Escher.

Um die Geschichte von Deskaheh, dessen bürgerlicher Name Levi General lautete, zu erzählen, entwickelt der Autor eine Rahmenhandlung. Bei einem Antiquitätenhändler stösst die Staatsanwältin Ursula Haldimann auf eine Fotografie aus den 1920er Jahren: Sie zeigt einen waschechten Häuptling am Stubentisch einer Zürcher Familie. Sie, die als Kind stets Winnetou, aber nie die farblose Nscho-tshi spielen wollte und die in ihrer Jugend mit einer Schwadron wilder motorradfahrender Stadtindianer unterwegs war, sie springt an und beginnt zu recherchieren.

Levi General war von Haus aus Bauer, Fischer und Holzfäller. Im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert starben Berufe wie Trapper, Wildjäger, Mediziner langsam aus. Geld lockte die Stammesmitglieder, König Alkohol verbreitete seinen verderblichen Einfluss. In dieser schwierigen Zeit wurde Levi General nicht nur zum Deskaheh gewählt, zum Chief der Cayuga, sondern auch zum Sprecher und Gesandten der Konföderation der Six Nations, also des Bundes der Irokesenstämme Mohawk, Oneida, Seneca, Cayuga, Onondaga und Tuscarora.

Warum gerade er? Deskaheh hatte den Logos, er sprach alle sechs Stammesdialekte sowie Englisch, er redete ruhig, aber überzeugend, argumentierte präzise und scharfsinnig. Diese Qualitäten entschieden darüber, ob einer zum Chief taugte – nicht seine Körperkraft oder gar sein Besitz. Zweimal reiste Levi General nach Europa: 1921 nach London und im Sommer 1923 für anderthalb Jahre nach Genf. Beide Male versuchte er, dem Anliegen der Irokesen Unter-

stützung zu verschaffen: Ihr Gebiet, etwa zehn Quadratkilometer beidseits des Grand River im Südwesten Ontarios, Kanada, war kein Reservat, sondern ein Geschenk der britischen Krone für ausserordentliche Verdienste in den Kriegen gegen die amerikanischen Sezessionisten. Das war ihr Land, das sie freiwillig bezogen hatten, was ein Bündnisvertrag aus dem Jahr 1784



Warum gerade er? Häuptling Deskaheh.

zwischen den Six Nations und König George III. belegt. In diesem Gebiet wollten die Irokesen die Autonomie bewahren, doch wurde diese von der kanadischen Regierung immer wieder verletzt. Deskaheh hoffte auf die Anerkennung der Great League of Peace, wies sich das Bündnis der Six Nations selber nannte, als selbständiger Staat.

Momente des Glücks

Da Deskaheh weder vor der britischen Regierung noch vor dem Völkerbund sein Anliegen direkt vortragen konnte, wick er aus: Er suchte Verbündete bei anderen Unterdrückten, so bei den Suffragetten, bei Vertretern der Aborigines, der Afrikaner und anderen. «Es geht nicht um eine Auseinandersetzung mit Kanada. Es geht um das Recht der Minderheiten in der Welt, nach ihrer Art zu leben», sagte er in einer Rede, die am 10. März 1924 über Radio WHAM in Rochester ausgestrahlt wurde.

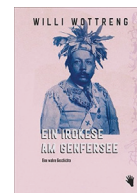
In seinem Lederwams und dem von den Plains-Indianern geliehenen Kopfschmuck war er eine eindruckliche Erscheinung. Er hielt Vorträge in der ganzen Schweiz; dabei erreichte er 17 000 Personen, in den Tageszeitungen erschienen rund hundert Artikel über ihn. In Genf wurde die Irokesenkommission gebildet. Ein Netz der Solidarität entstand. Doch letztendlich erwies es sich als nicht durchsetzungsfähig, als zu fragil.

Die Zeit war nicht reif für Deskahehs Vision. Zu sehr waren die europäischen Staaten in koloniale Interessen verwickelt, zu eurozentrisch blieb ihr Blick. Ihr Code war nicht kompatibel mit der Bildersprache Deskahehs, mit seinen Wampums, den bestickten Bändern, die im Langhaus von Generation zu Generation weitergegeben wurden und in Symbolen die Geschichte seines Volkes festhielten. Die Irokesen lebten seit Jahrhunderten in einer demokratischen Ordnung, in der auch die Frauen ein wesentliches Wort mitzureden hatten, Redefreiheit war ihnen angeboren.

Ein Hohn, dass man ihrem Vertreter «die Herrschaft der alten Weiber» und mangelndes politisches Verständnis vorwarf. Obschon Deskaheh alles in seinen Kräften Stehende in Bewegung gesetzt hatte, zerschlug sich seine Hoffnung: «Mein Herz ist gebrochen. Ich muss feststellen, dass ich seit einigen Monaten gegen eine Mauer grausamer Indifferenz anrenne», schrieb er an einen Zeitungsredakteur.

Kurz nach Weihnachten 1924 kehrte er nach Amerika zurück. Zu seinem überraschend frühen Tod in den USA – ihm wurde die Einreise nach Kanada verweigert – entwickelt die Staatsanwältin Ursula Haldimann eine spannende, auf sorgfältiger Spurensicherung beruhende These; dieselbe sei hier nicht vorweggenommen. Doch sei zumindest noch angedeutet, dass es trotz all der Tragik auch lichte Momente gibt, Momente des Glücks: Deskahehs zärtliche Beziehung zu der Übersetzerin Hedwig Barblan; seine Gespräche und Begegnungen mit aufgeklärten Zeitgenossen; intensive Augenblicke mit Tieren, den Elementen ...

Dies alles erzählt Willi Wottreng in einer stichhaltigen Prosa voller Einblicke in das Weltbild des Protagonisten. Das Buch ist ein Beitrag zur Geschichte der Ureinwohner Nordamerikas, beschreibt aber auch ein enttäuschendes Kapitel aus der Geschichte des Völkerbunds, des Vorläufers der heutigen Uno.



Willi Wottreng: Ein Irokese am Genfersee – Eine wahre Geschichte. Bilgerverlag. 198 S., Fr. 30.–

Fasziniert von der Macht

Martin Amis warnt vor den Islamisten und nennt Donald Trump einen «geldgierigen deutsch-amerikanischen Spiesser». Seine Essays sind nicht ohne Widersprüche – und äusserst lesenswert. Von Rolf Hürzeler



Übermenschliche Toleranz für Langeweile: Schriftsteller Amis.

Das zweite Flugzeug machte Weltgeschichte. «Das war der entscheidende Augenblick, der alles klar werden liess. Bis dahin glaubte Amerika, es sei lediglich Zeuge der schlimmsten Luftkatastrophe. Nun hatte es einen Begriff von der ungeheuerlich aggressiven Energie, die sich gegen das Land richtete.» Mit diesen Worten interpretierte der sechzigjährige englische Schriftsteller Martin Amis unmittelbar nach 9/11 die Angriffe auf das World Trade Center und das Pentagon sowie die gescheiterte Attacke auf das Weisse Haus. Der Essay aus dem Jahr 2001 unter dem Titel «Das zweite Flugzeug» findet sich in der soeben erschienenen Sammlung von Aufsätzen des Schriftstellers. Der deutsch-österreichische Autor Daniel Kehlmann hat sie jetzt in dem Band «Im Vulkan» zusammengefasst.

Romancier Martin Amis gehört zu den führenden Intellektuellen Grossbritanniens. In Romanen wie «Gierig» verwob er eigene Erfahrungen mit fiktionalen Geschichten, etwa als Drehbuchautor in New York. Amis' literarische Ambitionen gründen auf seiner Bewunderung für Vladimir Nabokov und Saul Bellow. Weniger aber auf der Reputation seines Vaters, des Schriftstellers Kingsley Amis, der das Schreiben des Sohnes kaum je ernst nahm.

Amis ist auch immer wieder als Kommentator politischer Entwicklungen aufgefallen.

Er sieht sich politisch «links der Mitte», musste aber, als er nach einem fast dreijährigen Aufenthalt in Uruguay zurück in England war, feststellen, dass er plötzlich als rechts galt, «obschon sich meine Position nicht verändert hatte». Diese Verwerfungen zeigen sich etwa, wenn Amis 2007 in einem Aufsatz über Tony Blair schreibt: «Die Partei liebt den Premier, nicht zuletzt, weil er der Premier ist: Er ist ihr Erlöser, ihr Erwecker, ihr Erdbebensieger.» Amis ist ein Bewunderer von Blair und schweigt sich über Jeremy Corbyn aus.

«Sie Arschloch»

Seine Hauptsorge gilt jedoch der Verrohung der politischen Debatte. Die Warnung vor dem Islamismus zieht sich wie ein roter Faden durch das Buch: «Etwa vier Fünftel aller Selbstmordattentate der Geschichte haben sich nach dem 11. September ereignet. Sich in die Luft zu sprengen, ist etwas Neues, und ich muss sagen, dass ich mir keine grössere Schändung des Menschenbilds vorstellen kann.» Diese Haltung verdeutlicht er in seinen Antworten auf Leserfragen, die Herausgeber Daniel Kehlmann zwischen den Essays einfügte: zum Beispiel wenn ihm der Leser Jonathan Brooks per E-Mail «Horrorismus» gegenüber den Islamisten vorwirft. Amis' Antwort im Originalton: «Sie Arschloch.»

Wer nun glaubt, Martin Amis sei in seinen älteren Tagen ein konservativer Grantler geworden, der täuscht sich. So ist er von der Persönlichkeit des amtierenden US-Präsidenten wenig überzeugt und schreibt über dessen Werdegang: «Ein junger und geldgieriger deutschamerikanischer Spiesser, der in Manhattan gross herauszukommen versucht.» Donald Trump habe eine übermenschliche «Toleranz für Langeweile» und zeichne sich einzig durch «Vordrängelei» aus. Nicht viel besser springt er mit Trumps ehemaligem Freund Steve Bannon um: «Kretin mit hohem IQ ohne jegliche moralische Intelligenz».

Martin Amis ist fasziniert von der Macht. So berichtete er 1987 in einem Report aus dem Pentagon, wo er mit den Masterminds eines Atomkriegs Gespräche führte und ein Paradox aufleuchten sah: «Die militärische Wissenschaft ist leidenschaftlich an unserem Planeten interessiert.» Denn sie spiele sämtliche Szenarien für dessen Zerstörung durch: «Vulkanaktivierung, Tornadolenkung, Flutwellen, Treibsanderzeugung, Polkappenverflüssigung ...»

Das riecht ein bisschen nach unreflektierter Panikmache. Das sei Amis verziehen; der Mann ist ein Schriftsteller und kein Politiker. So berichtet er in einem wunderbaren Text aus dem Jahr 1981 über einen Besuch bei der Witwe von Vladimir Nabokov, den er verehrt. Véra residierte damals im Hotel «Palace» in Montreux, und Amis stellte ihr respektvoll all die klugen Fragen, die gegenüber einer älteren Lady angebracht sind. Aber er getraute sich bis zuletzt nicht, den Punkt anzuschneiden, den alle geklärt haben möchten: «Wer war Lolita?» Junge Mädchen faszinieren Amis offenkundig, was auch in seinem Porträt des Filmregisseurs Roman Polanski zum Ausdruck kommt, den er für einen «Narr der Geschichte» hält. Amis' Urteil über den Film: «Im Übrigen ficken die meisten Leute, die gern junge Mädchen ficken würden, keine jungen Mädchen.» Im Gegensatz zu Polanski.

Auch im literarischen Teil des Buchs taucht die Islamfrage auf: So zeichnet Amis ein feinfühliges Porträt des Schriftstellers Salman Rushdie und macht dem Leser plausibel, dass ein Leben mit der Todesdrohung einer Fatwa fast nicht zu führen ist. Nicht nur wegen der tatsächlichen Bedrohung, sondern genauso wegen der eingebildeten, die einen überallhin verfolgt – da kann von «Horrorisierung» keine Rede sein.



Martin Amis: Im Vulkan. Hrsg. von Daniel Kehlmann. Kein & Aber. 320 S., Fr. 39.90

Herber Verlust

Er ist ein heimlicher Star der hiesigen Literaturszene, hat Bestseller mit Peter von Matt, Charles Lewinsky und Milena Moser gemacht. Nun muss Dirk Vaihinger als Verlagsleiter von Nagel & Kimche abtreten. Rückblick auf achtzehn erfolgreiche Jahre mit Schweizer Autoren. *Von Rico Bandle und Nathan Beck (Bild)*

Es war ein eigenartiger Deal. Anfang 2018 verkaufte der deutsche Hanser-Verlag seinen Schweizer Ableger Nagel & Kimche an den Münchner Zeitschriftenverleger Oliver Kneidl, ein in der Buchwelt gänzlich unbekannter Name. Der kleine Schweizer Verlag, der Bücher von grossen Schweizer Autoren wie Eveline Hasler, Milena Moser, Charles Lewinsky und Peter von Matt herausgibt, war zu einer Manövriermasse geworden. Der innerdeutsche Besitzerwechsel verwunderte umso mehr, als Kneidl sagte, er habe wenig Ahnung von Literatur, erst recht nicht von Schweizer Literatur.

Ebenso überrascht wie die Branche war Dirk Vaihinger, der den Verlag seit achtzehn Jahren mit viel Umsicht geleitet und – nicht selbstverständlich – am Leben erhalten hatte. Vaihinger ist ein stiller Schaffer, dem enorme Verdienste für die Schweizer Literatur zustehen. Noch im Mai zeichnete der Schweizer Buchhandel Nagel & Kimche als «Verlag des Jahres» aus – wohl auch, um dem Verlagsleiter den Rücken zu stärken. Es nützte nichts. Vor wenigen Wochen kam es zum Bruch: Vaihinger und Kneidl waren sich nicht einig über das Verlagsprogramm, der Schweizer zog die Konsequenzen und verliess den Verlag.

Was hat er in den achtzehn Jahren über die Schweizer Literatur gelernt? Wir vereinbarten ein Treffen in einem Café unweit des prächtigen Jugendstilhauses in Zürich Hottingen, wo die drei Verlage Nagel & Kimche, Unionsverlag und Dörlemann ihren Sitz haben. Die Eigentümerin der herrschaftlichen Liegenschaft, die prominente Journalistin Margrit Sprecher, stellt die Büros an bester Lage zu moderaten Konditionen zur Verfügung. Ein solches Umfeld zu verlassen, muss schmerzen. Doch Vaihinger lässt sich nichts anmerken: Von ihm kommt kein Wort des Bedauerns, nichts Schlechtes über den neuen Eigentümer.

Hoffen auf den Blockbuster

Gesprächig ist er dafür, wenn es um seine Autoren geht. Ganz weit oben steht natürlich Charles Lewinsky, dessen «Melnitz» sein erfolgreichstes Buch war – mit rund einer halben Million verkaufter Exemplare (inklusive Taschenbuchausgabe und Übersetzungen). «Ich dachte, es würden noch viel mehr», sagt er. Vaihinger kann sich noch genau an den Moment erinnern, als der Autor mit dem Manuskript zu ihm kam. «Lewinsky hatte erst einen Viertel geschrieben, wusste aber bereits, dass der Roman 800 Seiten umfassen würde. Er hatte alles genau durch-



Furcht vor Manuskriptangeboten der Dentalhygienikerin: Verleger Vaihinger.

geplant.» Vaihinger versuchte noch, Lewinsky davon zu überzeugen, sich auf 600 Seiten zu beschränken. Vergeblich. Am Ende wollte niemand mehr kürzen. Auch beim Mutterverlag Hanser in München sei man überzeugt gewesen, einen Blockbuster zu landen. Den grössten Erfolg hatte «Melnitz» dann in den Niederlanden, wo Lewinsky zum Star wurde. In

In der Schweiz sei das Wohlwollen für die eigenen Autoren sehr gross. «Dafür sollten wir dankbar sein.»

Deutschland stiessen «Melnitz» und vor allem der nächste Roman, «Gerron», auf Vorbehalte: Dass man über Judentum und Holocaust unterhaltsam und in leichter Sprache schreiben kann, dafür war man dort noch nicht bereit. Trotzdem: «Melnitz» ist für Schweizer Verhält-

nisse und für den kleinen Verlag ein überragender Erfolg.

In der Buchbranche wird gemeinhin viel geklagt: Der Markt sei rückläufig, die Leser verschmähten schwierige Werke, das Ansehen der Literatur sinke. Vaihinger ist eine erfrischende Ausnahme. «Die Schweiz ist nachsichtig mit ihren Autoren», sagt er. Regelmässig stehen Bücher von einheimischen Autoren ganz oben auf der Bestsellerliste, die im Ausland nicht beachtet werden. «Sie werden zu Recht nicht beachtet, weil sie oft nicht gut genug sind für den internationalen Markt. Da müssen wir uns nichts vormachen.» In der Schweiz seien das Wohlwollen für die eigenen Autoren sehr gross. «Dafür sollten wir dankbar sein.»

Hätte Milena Moser mit ihrem brillanten neuen Familienepos «Land der Söhne» keine Chance in Deutschland? «Doch, klar. Dieses Buch habe ich nicht gemeint...» Vaihinger er-

zählt, wie er mit Milena Moser um inhaltliche Details gerungen hat und wie der Buchtitel entstanden ist. Es ist diese verlegerische Kleinarbeit, die am Ende über Erfolg und Misserfolg entscheiden kann.

Überhaupt die Titelwahl. Castle Freemans Roman «Old Number Five» nannte er auf Deutsch «Der Klügere läßt nach». Ein Volltreffer. Unter den Erwartungen blieb hingegen das Mamabuch von Michèle Binswanger und Nicole Althaus – womöglich wegen des Titels «Macho-Mamas», an dem Vaihinger trotz Bedenken der Autorinnen festgehalten hat. «Das war vielleicht ein Fehler.»

Weltweite Debatte um «Tigermutter»

Achtzehn Neuerscheinungen gab Vaihinger pro Jahr heraus. Um eine schwarze Null zu erreichen, musste er jährlich rund 100 000 Bücher verkaufen und genügend Einnahmen aus den Lizenzen erzielen. «Das ist mir in den letzten sieben Jahren immer gelungen», sagt er. Auch wenn der Verlag nie grosse Gewinne abwarf, konnte er sich Liebhaberprojekte leisten, wie die Reihe mit Schweizer Klassikern, die er gemeinsam mit Peter von Matt herausgab. «Von Matt hat achtzig Prozent der Ideen eingebracht. Mit ihm zusammenzuarbeiten, war enorm lehrreich», sagt er. Auch politische Bücher von Micheline Calmy-Rey, Roger de Weck und Simonetta Sommaruga hat er publiziert.

Ein besonderer Fall war Amy Chuas «Die Mutter des Erfolgs», ein Buch, das eine weltweite Debatte auslöste: Eine asiatischstämmige Frau aus den USA («Tigermutter») erzählt darin, wie sie mit knallhartem Drill und Disziplin ihre Kinder in Schule, Sport und Musik an die Spitze bringen wollte. «Ich habe das englischsprachige Manuskript erhalten und sofort gesehen: Das Thema beschäftigt uns alle.» Die meisten Zeitungen äusserten sich empört über das Werk und die darin propagierten Erziehungsmethoden – obschon es mit Selbstironie geschrieben ist, und die «Tigermutter» am Schluss ihr Scheitern zugibt. «Da habe ich gelernt: Sogar in renommierten Zeitungen schreiben Journalisten über Bücher, die sie nicht gelesen haben», sagt er.

Als Verlagsverantwortlicher merke man erst, wie viele Leute Bücher schreiben wollten, sagt Vaihinger. «Es ist, als würden hierzulande mehr Leute den Traum vom Autor pflegen als Bücher kaufen und lesen.» Er habe schon fast eine Paranoia entwickelt. «Auf dem Zahnarztstuhl fürchtet man sich mehr vor dem Manuskriptangebot der Dentalhygienikerin als vor der Spritze.»

Mit Vaihinger kann man stundenlang über Autoren, Bücher und ihre Entstehungsgeschichte reden. Nur wenn es um ihn geht, ist er wortkarg. Dass er nun das Genre wechselt – Vaihinger wird Programmleiter beim Lehrmittelverlag Zürich –, ist ein herber Verlust für die hiesige Literaturszene.

Dichter

Briefe aus der Hölle

Die Korrespondenz Arthur Rimbauds ist zugleich Zeitanklage und Lebensfeier. Ein Ereignis. Von Oliver vom Hove

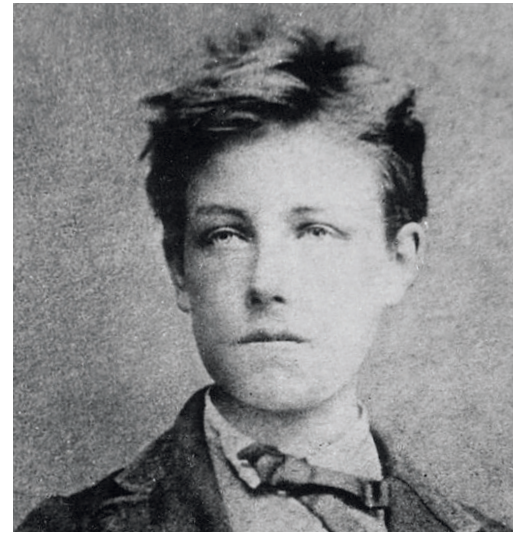
Er sei ein gefallener Engel gewesen, sagt man. Mehr als 150 Jahre sind es her seit Arthur Rimbauds Geburt – und doch erscheinen erst jetzt die gesammelten Briefe des *poète maudit* erstmals auf Deutsch. Dabei hatten vor allem die deutschen Expressionisten diesen verruchtesten Poeten Frankreichs seit François Villon als heldenhaften Vorläufer, ja als Kultfigur auf den Schild gehoben.

Es war das juvenil Lebenskräftige, leidenschaftlich Aufbegehrende, die Glut dämonischer Gesichte und der wegwerfende Gestus von Lebens- und Todesverachtung gleichermaßen, was den frühvollendeten Sprachrhapsoden und Zivilisationsverächter Rimbaud für die expressionistische Aufbruchsbewegung, besonders nach den Schrecken und nihilistischen Nachwirkungen des Ersten Weltkriegs, so anziehend machte. Klaus Mann hat später, als Nachgeborener, die Rimbaud-Verherrlichung seiner und der vorangegangenen Generation so gedeutet: «Unser «Unbehagen in der Kultur» verlangte nach Verzauberung, wollte Aufbruch und Flucht, sehnte sich nach den glühenden Horizonten, den metallischen Regenbogen, den schwülen Nächten und fiebrigen Morgenröten, nach all den unerhörten Schönheiten und Schrecken, die Rimbaud uns mit betörend wilder Geste vorgaukelte, verhies, enthüllte. Müde einer Zivilisation, deren Brüchigkeit und Angefaultheit wir zwar noch nicht ermessen konnten, aber doch schon mit banger Ahnung spürten, waren wir nur allzu bereit, diesem dynamischen Mentor zu folgen.»

Rauschhafter Individualismus

Tatsächlich scheint dieser von der Fülle seiner Visionen schier erdrückte Dichterknabe, der mit neunzehn Jahren bereits von der Beschwörung tiefsten Lebenskells und höchster Todeslust erschöpft und nur mehr für ein unstetes Wanderleben durch Afrika gerüstet war, in seiner Abscheu vor der europäischen Gründerzeit-Dekadenz den Leichengeruch der Kriege des 20. Jahrhunderts vorausgerochen zu haben. Seine dichterische Auflehnung gegen solche Zukunftsperspektiven führte einen rauschhaft selbstzerstörenden Individualismus vor, am visionärsten in dem Gedicht «Le Bateau ivre».

Ganze 21 Briefe Rimbauds sind aus seiner Dichterzeit überliefert. Zusammen mit allen späteren Briefen sowie den zu Lebzeiten veröffentlichten Werken bekunden sie, auch mit Antworten von Adressaten, wie in einem Szenenbogen die Lebensorte des Dichters und



Schönheit des Schrecklichen: Rimbaud.

reihen sie zu einem Stationendrama der Auflehnung und des radikalen Protests wider den Druck bürgerlich-provinzieller Konventionen auf den Autonomieanspruch des Künstlertums. Dabei wird das Leben Rimbauds zugleich Zeitanklage und Lebensfeier: die von der herrschsüchtigen Mutter überschattete Kindheit in dem Ardennen-Flecken Charleville; die skandalträchtige Freundschaft mit dem Dichter Paul Verlaine, die zu Handgreiflichkeiten der beiden Kontrahenten und später zu Verlaines Pistolenattentat auf Rimbaud führte; das Verhältnis zu Verlaines Frau Mathilde; schliesslich das von der Last des Dichtens, ja von allem kulturellen Ballast befreite Abenteuerleben des begeisterten Wahlfrikaners Rimbaud, der sich bis zu seinem elenden Siechentod in Marseille im Alter von 37 Jahren als Waffenschmuggler und Freiheitskämpfer durchschlägt.

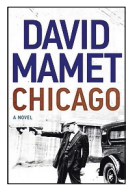
Die Schönheit des Schrecklichen, die Verführungsmacht von Verfall und Zerstörung bilden eine ästhetische Kategorie, die in Frankreich, ungleich zur oft vom Moraldenken vorbelasteten Literaturrezeption im deutschsprachigen Raum, seit Lautréamont und de Sade bis zu Genet den Erfahrungs- und Erkenntnishorizont der Kunst entscheidend erweitert hat. Rimbauds Werk zählt zum zentralen Bestand dieser ästhetischen Tradition.



Arthur Rimbaud: Korrespondenz. Briefe, Texte und Dokumente. 3 Bände. Hg. v. Jean-Jacques Lefrère, übersetzt von Tim Trzaskalik. Matthes & Seitz, Berlin 2017. Fr. 126.–



In der Sargecke



Cover und Titel sind verlockend, wer dahinter aber einen handfesten Thriller vermutet, wird ein wenig frustriert. Autor des Krimis ist David Mamet, Grossmeister von Bühnenstücken («Glengarry Glen Ross»), Drehbüchern («Wag the Dog») und Filmen («Homicide»), der nach 20 Jahren wieder mal einen Roman schrieb. Und der liest sich über weite Strecken wie ein Bühnenstück, ist überfrachtet mit zu vielen Themen und Motiven, hinter denen der Thriller-Plot fast verschüttgeht. Zwei Reporter der *Chicago Tribune*, die «in der Sargecke der Lokalredaktion» arbeiten, stehen im Mittelpunkt. «Sargecke» ist der Ort, «an dem alte Geschichten ihr Leben aushauchten». Bald gerät einer von ihnen ins Fadenkreuz des Mobs, weil er zu penetrant den gewaltsamen Tod seiner Geliebten zu recherchieren versucht. Mamets Stücke, Filme und Drehbücher sind Diskurse über Identitätskrisen in einem Geflecht von Betrug, Verbrechen, Schuld, Moral, Loyalität. Das kann leider auch zu einer Überdosis aus der psychologischen Hausapotheke geraten, zu einer Labor-Demo. Für Mamet-Fans allerdings weniger, die Dialoge sind halt prima.

David Mamet: Chicago. HarperCollins. 384 S., Fr. 29.90

Krumme Typen



Im Sumpfland des Rassismus, in Mississippi, wird die siebzehnjährige Tochter des dominanten Sägewerksbesitzers ermordet. Als Täter in Frage kommt nur Larry Ott, der schon vor Jahren ein Mädchen entführte und tötete. Ausgerechnet der schwarze Cop Silas Jones aus dem Südstaaten-Kaff hat seine Zweifel daran, er war einst Larrys Spielkamerad. Larry in Schutz zu nehmen, ist gefährlich in einem Ambiente der Trostlosigkeit, Armut und des Hasses. Beide, Larry und Silas, sind krumme Typen, Aussenseiter, die nicht in die Gemeinde gehören. Aber Silas lässt sich nicht den Mund verbieten. Tom Franklin, einer der ganz grossen und leider bei uns sträflich vernachlässigten US-Autoren, entfaltet ein Panorama schauerlich aggressiver Tristesse mit beklemmender Intensität. Ein fulminantes Werk, blendend übersetzt von Nikolaus Stingl.

Tom Franklin: Krumme Type, krumme Type. Pulp Master. 402 S., Fr. 23.90

Der Kommissar ist ein Rabbiner

Alfred Bodenheimer schreibt Krimis, die im jüdischen Milieu Basels und Zürichs angesiedelt sind. Die Leser sind begeistert – die Betroffenen, die sich in den Büchern wiedererkennen, weniger. Von Peter Bollag



Ziemlich nahe an der Wirklichkeit: Insiderblick auf die jüdischen Gemeinschaften.

Müssen Krimi-Autoren zwangsläufig aus- sehen wie ihre Protagonisten oder Protagonistinnen? Ist Agatha Christie das äusserliche Pendant zu Miss Marple? Gleicht Georges Simenon «seinem» Kommissar Maigret? Die Frage ist etwas unfair, die unverwüstliche Margaret Rutherford und der souveräne Jean Gabin haben das Bild der beiden klassischen Krimi-Figuren zumindest für ältere Generationen in den entsprechenden Filmen geprägt.

Kriminalistische Extratouren

Die Kriminalromane von Alfred Bodenheimer gibt es inzwischen teilweise als Hörspiele, nicht aber als Filme. Und dennoch könnten sich wohl manche Leserinnen und Leser dieser Krimi-Reihe inzwischen vorstellen, die Hauptperson gleiche ihrem geistigen Vater: relativ grossgewachsen, die Brille des Intellektuellen; zu hören im Gespräch sind wohlformulierte Sätze und Sprachbilder. Das hat natürlich auch damit zu tun, dass der Protagonist in Bodenheimers Kriminalgeschichten nicht ein vier-schrötiger Kommissar oder eine schrullige Detektivin ist – sondern ein Zürcher Rabbiner namens Gabriel Klein. Religiös im Lebenswandel, aber so weit im Schweizer Mainstream angekommen, dass er auch in einer Fernsehshow eine gute Figur abgibt oder auch einmal einen Polizisten coachen kann.

Die Verschränkung von Autor und Hauptfigur hat wohl auch damit zu tun, dass man sich zwischen den beiden durchaus einen Rollentausch vorstellen könnte: Bodenheimer, in einem orthodoxen Elternhaus aufgewachsen und auch in einer Jeschiwa (Thora-Hochschule) ausgebildet, hat sicher das Fachwissen eines Rabbiners. Umgekehrt lässt der Autor seinen Gabriel Klein zuerst Geschichte studieren und erst dann ein Rabbiner-Seminar absolvieren, was Kleins Vater zum bemerkenswerten Satz provoziert: «Rabbiner – das ist doch kein Beruf für einen anständigen jüdischen Jungen!»

Dass der 53-jährige Judaist und Professor für jüdische Religionsgeschichte sich in die Niederungen des Verbrechens begeben würde, das hätten ihm viele wohl nicht zugetraut. Denn Alfred Bodenheimer arbeitete zwar neben seinem Studium in jüngeren Jahren auch als Journalist, entschied sich aber ziemlich rasch für die akademische Laufbahn. Promoviert hat er über die Dichterin Else Lasker-Schüler.

Sein Insiderblick auf die beiden grössten jüdischen Gemeinschaften der deutschen Schweiz in Zürich und Basel prägt dabei auch seine Kriminalromane. Die jüdische Leserschaft wird die Abenteuer von Rabbiner Klein, den seine Frau Rivka eher widerwillig auf seinen kriminalistischen Extratouren begleitet und die ihn auch schon mal ungnädig zurück-

pfeift, wohl mit einem Augenzwinkern lesen. Denn Bodenheimer macht bei seinem jeweiligen Plot gerne Anleihen bei der Wirklichkeit, was die direkt Betroffenen selbst nicht unbedingt amüsiert, weil sie da auch einen Spiegel vorgehalten bekommen: «Die meisten von Rabbiner Kleins Mitgliedern hörten zum Ende des Religionsunterrichtes auf, sich mit dem Judentum intensiver zu befassen. Sie wurden Ingenieure, Anwältinnen oder Ärzte und lächelten über eine Religion, bei deren Verständnis sie auf dem Stand von Zwölfjährigen stehengeblieben waren», reflektiert der Autor einmal über die Befindlichkeit einiger Mitglieder der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich (ICZ), der grössten jüdischen Gemeinde der Schweiz. Die definieren sich teilweise eher über die jüdische Kultur als über die Religion, was die Aufgabe eines Rabbiners natürlich nicht gerade leichtmacht.

«Der Messias kommt nicht»

Die nichtjüdischen Leserinnen und Leser, natürlich die grosse Mehrheit, erhalten mit den Krimis gleichzeitig Einblick in eine Welt, die sich zwar geografisch unmittelbar neben ihnen abspielt, die ihnen aber doch weitgehend verschlossen bleiben dürfte.

In «Kains Opfer», dem ersten, 2014 erschienenen Buch, dreht sich die Geschichte um einen der beiden Zürcher Koscher-Läden und dessen Besitzer, der unter Mordverdacht gerät. In «Das Ende vom Lied», Bodenheimers zweitem Streich, behandelt der Autor einen Fall von Stalking. Nicht wenige im Umfeld des jüdischen Zürich meinten nach dem Erscheinen des Buches zu erkennen, um wen es sich bei Opfer und

Täter handeln könnte. Ziemlich nahe an einer gewissen Wirklichkeit spielt sicher auch «Der Messias kommt nicht», in dem Rabbiner Klein seinem engstirnigen Gemeindevorstand ein Freisemester abringt, um an der Universität Basel eine wissenschaftliche Arbeit zu schreiben. Doch bald findet er sich – wie in allen seinen «Fällen» – ganz schnell mitten in einem Mordfall. Umgebracht wurde ein Vorstandsmitglied der Israelitischen Gemeinde Basel (IGB), erster Verdächtiger ist der Kantor. Hintergrund ist ein heftiger Streit zwischen Vorstand und Kantor. Einen solchen Streit gab es in der Basler Gemeinde tatsächlich, und er sorgte unter den Mitgliedern lange Zeit für viel Ärger. Zwar sind die Lebensläufe der Figuren teilweise verfremdet, aber die Denkweise, in der oft um abstrus wirkende Details des Gemeindelebens gestritten

wird, ist gut erkennbar. Und auch noch jemand anders bekommt in diesem Schlüsselroman sein Fett ab: der Leiter des historischen Seminars, an dem Rabbiner Klein sein Freisemester verbringt, ein Historiker, der erst noch den «Schritt vom Alibi-Juden zum Quotenschweizer» als Professor schaffen müsse, wie der Autor einen Professorenkollegen über Henri Blatt (so sein Name im Buch) lästern lässt. Da spielt sicher Bodenheimers heutige Tätigkeit etwas hinein: als Leiter des Zentrums für Jüdische Studien, das zur Universität Basel gehört, kennt er den akademischen Betrieb sehr genau – und schildert gewisse Zusammenhänge geradezu genüsslich. «Bodenheimers Bücher sind bis zu einem gewissen Grad auch oft eine Abrechnung», meint ein Insider, was Alfred Bodenheimer natürlich heftig abstreitet. Tatsache ist allerdings, dass die eigentlichen Kriminalfälle angesichts der pikanten Details erzählerisch oft etwas an den Rand gedrängt werden.

Das gilt allerdings etwas weniger für den in diesen Tagen erscheinenden fünften Krimi, «Im Tal der Gebeine», wo die Handlung eine wichtige Rolle spielt: Da wird eine hochbetagte

Verwandte von Rabbiner Klein, die dem Holocaust entkommen konnte, in ihrer komfortablen Villa am Zürichberg auf gewaltsame Art und Weise ins Jenseits befördert. «Es ging mir darum, dieses grosse Thema, den Holocaust, den ich bis jetzt in meinen Kriminalromanen konsequent ausgeklammert habe, hier einmal aufzugreifen», sagt Alfred Bodenheimer zur Wahl seines Stoffes. Doch immerhin gerät auch diesmal eine bestimmte Berufsgruppe in den Fokus. Es sind Kleins Berufskollegen, die sich in Wien zu einer Konferenz versammelt haben: «Rabbi-

ner hatten dauernd Angst, es sei, wenn sie jetzt nicht eingriffen, nichts mehr zu retten: Das Schächten würde in ganz Europa verboten, das Beschneiden der Knaben sowieso [...], es gab unzählige Gründe, das Ende des europäischen Judentums heraufzubeschwören und sich zu treffen, um es zu verhindern.»

Doch bevor sich solch schlimme Visionen allenfalls erfüllen, löst Rabbiner Gabriel Klein selbstverständlich auch den aktuellen Fall – und vermutlich auch noch weitere.



Autor Bodenheimer.

«Seine Bücher sind bis zu einem gewissen Grad oft eine Abrechnung.»



Alfred Bodenheimer: Im Tal der Gebeine. Rabbi Kleins fünfter Fall. Nagel & Kimche. 192 S., Fr. 29.90

Sprache

Zum Schreien

Duden hat sich für das Partizip «gelikt» entschieden. Von Max Wey

Man gewöhnt sich an vieles. Wir haben uns gewöhnt an: biken, bloggen, bluffen, brainstormen, canceln, checken, dissen, daten, einloggen, gamen, jobben, piercen, pixeln, outsourcen, posen, scrollen, shoppen, stalken, stylen, surfen, talken, tunen, voten, wellnessen, zappen.

Wir mailen, was das Zeug hält. Was sollen wir sonst tun? Netzpost verschicken? Nein, wir mailen und werden gemailt haben. Niemand stört sich daran, ausser jemand teilt uns mit, er habe gemailt (von emailen). Und es wird klar: Die Partizipbildung von englischen Verben im Deutschen kann Bauchgrimmen verursachen. Viele glauben ja, sie würden auf Facebook geliebt, dabei werden sie nur gelikt (oder geliked?). Like mich oder leck mich. Duden hat sich für das Partizip gelikt entschieden, wie früher schon für die Partizipien relaxt und gemanagt, und gegen die Mischform *geliked*. «Aber!», höre ich da einen rufen, «im Duden steht auch relaxed.» Moment, ich schau nach. Ja, der Schreihals hat recht. Der Grund ist, dass relaxed vor dem Verb relaxen im Wörterbuch stand, analog zu Bildungen wie overdressed oder sophisticated.

Sie möchten weiterhin *geliked* schreiben? Sie wären in bester Gesellschaft. Sie kommen auf keine schwarze Liste; mir wäre jedenfalls nicht bekannt, dass Duden eine führt. Aber bedenken Sie: Der Kampf gegen Duden ist sinnlos. Seit gelikt im Duden steht (erstmal 2017), ist diese Schreibweise bereits häufiger als *geliked*. Vorher war es umgekehrt. Es bleibt die Möglichkeit, Partizipien von englischen Wörtern, die in einer deutschen Zwangsjacke stecken, zu vermeiden. Wenn Sie nicht mehr sicher sind, ob es *gedownloadet* oder *downloaded* heisst, laden Sie einfach herunter. Müssen wir unbedingt gebrainstormt, gesnowboardet und gewhatsappt haben? Bevor Sie sich das Hirn zermartern, ob Sie Ihr Baby gebabysittet oder babygesittet haben möchten, lassen Sie es doch einfach hüten oder beaufsichtigen. Was für ein Glück, dass das Verb wellnessen nur im Infinitiv üblich ist. Was sind wir froh, dass für das Verb bruchrechnen das Gleiche gilt.

Irgendeinmal wird das Verb *sharen* (teilen im Internet) im Duden stehen. Partizip II: *geshart*. Und wieder höre ich Schreie: Sieht das vielleicht schön aus! Diesmal schreie ich mit: Nein, das sieht scheisse aus! Ich rate Ihnen jetzt schon, dieses Partizip zu ignorieren.



Die Bibel

Amen

Von Peter Ruch

Der Glaube aber ist die Grundlegung dessen, was man erhofft, der Beweis für Dinge, die man nicht sieht (Hebräer 11,1). «Glaube» gehört zu den Paradewörtern der Kirche. In manchen frommen Kreisen ist der Glaube eine Art Lackmустest für das richtige Leben. Grundsätzlich lohnt es sich, ausgetretene Auffassungen zu hinterfragen. Auch hier. Mit «Glaube» werden im Neuen Testament die griechischen Wörter *pistis* und *pisteuein* übersetzt. Der Stamm *pisth* hängt mit *peithein* zusammen, dessen Urform *bheidh* so viel wie «trauen» und «überreden» bedeutet. Im griechischen Alten Testament steht *pistis/pisteuein* praktisch ausschliesslich für den hebräischen Wortstamm *aman*. Er bedeutet «fest, zuverlässig, sicher sein». Das vielzitierte «Amen» in der Kirche meint demnach «Gewiss, so ist es und so gilt es!». Es lässt sich auch mit «wahrlich» übersetzen.

Die Bedeutung «fest sein» teilt das hebräische Wort mit einem deutschen Stamm, dem «treu» und «trauen» angehören. *Deru* bedeutet «Eiche» oder «Baum» im Allgemeinen. Wer treu ist, ist unerschütterlich wie ein tief gegründeter Baum. «Baum» heisst auf Englisch *tree*. An der zitierten Stelle im Hebräerbrief bezeichnet die Zürcher Bibel den Glauben als «Grundlegung». In der alten Version hiess es unzutreffend, der Glaube sei eine «Zuversicht», und so lesen wir es auch in der neuen Lutherbibel.

Hängt *pistis* mit «überreden» zusammen, so hat es einen passiven Klang und beschreibt keine aktive Tätigkeit. Überzeugt werde ich von aussen, von oben. «Überzeugen» seinerseits kommt von «ziehen». Ich werde gezogen, gleichsam vor ein Gericht als Entscheidungsinstanz. Dort zieht man mich vom Irrtum und vom Selbstbetrug weg in die Wahrheit. Glaube ist also immer das, wovon der Mensch lebt: das Erdreich als seine Grund-Lage. Hier findet er Halt, und hier schöpft er Trost. Er schafft das nicht selbst. Gott verschafft es ihm. Er muss es bloss entdecken und nutzen. Das wird ihm Anlass zum Denken und zum Danken sein. Und das ist der *Beweis für Dinge, die man nicht sieht*.

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Angst und Verzweiflung: Rami Malek als Freddie Mercury in «Bohemian Rhapsody».

Kino

Überkochender Exhibitionist

«Bohemian Rhapsody» über den legendären Freddie Mercury und seine Band Queen ist bestes Entertainment.

Von Wolfram Knorr

Unverwechselbar war der Bühnen-Faun mit den mageren, hitzigen und hungrigen Gesichtszügen durch seinen Charakter-Überbiss allemal. Kein Wunder, dass die Fans im Netz aufschrien, als bekannt wurde, dass ausgerechnet der kleine, schwächliche Rami Malek, durch introvertierte Nerd-Rollen wie «Mr. Robot» bekannt, die extrovertierte Rock-Rampensau Freddie Mercury im Biopic «Bohemian Rhapsody» spielen sollte. Auch die Alternativen, von Johnny Depp über Ben Whishaw bis zu Sacha Baron Cohen, sorgten für Gemecker, wobei nicht ganz einsichtig ist, warum das Besetzungs-Theater an die grosse Glocke gehängt werden musste. Baron Cohen wurde abgelehnt, weil er doch nur eine Parodie draus machen würde (angeblich aber den Aids-kranken Mercury zeigen wollte, was die Produzenten Brian May und Roger Taylor, die schon 2006 mit der Arbeit begonnen hatten, strikt ablehnten).

Also entschieden sich die Queen-Musiker Brian May und Roger Taylor für Rami Malek, und die Entscheidung war richtig, auch wenn es am Ende zwischen Regisseur Bryan Singer («X-Men») und Malek so extrem krachte, dass Singer das Handtuch warf und Dexter Fletcher die Fertigstellung des Films übernahm. Die Querelen, die weit im Voraus schon die Dreharbeiten überschatteten, haben dem Er-

gebnis nicht geschadet, wohl eher im Gegenteil: «Bohemian Rhapsody» ist vor allem dank Malek von fiebriger Intensität. Allein seine Performance als eloquenter Rock-Fanatiker und hybrid-eitle Primadonna, zugleich voller Angst und Verzweiflung, ist abendfüllend.

Farrokh Bulsara, Spross von Sansibar-Einwanderern und von Jugend an exzentrisch, wollte ums Verrecken Musiker werden. 1970 fand er Gehör beim Gitarristen Brian May (Gwilym Lee) und bei Drummer Roger Taylor (Ben Hardy). Fortan nannte er sich Freddie Mercury, denn er mochte er es nicht, wenn man ihn «Paki» nannte. Musikalisch stellte er anmassende Forderungen: Freddie schwebte eine Oper vor, eine Rock-Oper. Mit seiner Gewaltsröhre war das möglich, doch den EMI-Label-Boss Ray Foster (Mike Myers) brachte er damit zur Weissglut («Die Kids wollen so was nicht hören!»). Doch Freddie setzte sich durch und landete mit seinen Kumpels 1975 mit «Bohemian Rhapsody» den ersten Hit aus dem Album «A Night at the Opera».

Während Queen von einem Erfolg zum nächsten eilte, quälte und drückte sich Freddie um seine sexuelle Neigung. Er verliebte sich in Mary Austin (Lucy Boynton), doch lange entging ihr nicht, was Freddie verbarg: seine Homosexualität. All das wird mehr oder weniger schlüssig und hochemotional erzählt. Aber

warum nur wurde das legendäre Live-Aid-Konzert in London 1985 zum finalen Höhepunkt gemacht? Aus Betroffenheits- und Gesinnungsgründen, um das Idol auf einen Sockel zu stellen? Als Folge dieser wenig einsichtigen Dramaturgie geriet die Chronologie ein wenig durcheinander. Im Film bekennt sich Freddie vor dem Konzert erstmals öffentlich zu seiner Aids-Erkrankung; in Wahrheit erfolgte das erst 1991. Auch der Krach zwischen ihm und seiner Band und die anschliessende Versöhnung wurden vorverlegt. Reumütig bekundet Freddie (kurz vor dem Live-Aid-Auftritt), in Zukunft alles unter «written by Queen» auf den Markt zu bringen. Dass sie auch Flops landeten («Hot Space», 1982), wird ebenso ausgeblendet wie Freddie's wüste Exzesse, die ihn regelrecht paralyisierten. Ein wenig glattgebügelt wurde schon. Dass aus «Bohemian Rhapsody» trotzdem ein emotionales wie musikalisches Kraftwerk wurde, liegt an Rami Malek und seiner Darstellung des überkochenden Exhibitionisten und Neurotikers. ★★★★★

Weitere Premieren

Der Unschuldige — Schwer zu sagen, was Ruth (Judith Hofmann) im Inneren bewegt. Ist es die Freikirche, der sie angehört und die in ihrer Glaubens-Inbrunst versteinert wirkt? Oder ist es der Ex-Geliebte, der nach zwanzig Jahren Gefängnis wieder auftaucht, aber womöglich nur eine Teufels-Vision ist, weil er ja tot sei, wie Gatte und Kirchen-Guru behaupten? Oder ist es ihr Beruf, in einem Versuchslabor an Schimpansen arbeiten zu müssen? Kann aber auch ganz einfach das Ambiente sein, in dem sie lebt: in einer geradezu frostig kalten, hässlichen Wohnung mit einer Kunststoff-Couch auf weissen Fliesen – wie in einer Badeanstalt. Der neue Film von Simon Jaquetmet («Chrieg») über die Seelenqualen einer gramgebeugten, verhärmten und verdrossenen Frau in seltsam schummrig bis finsternem Lokal-Kolorit hat sicherlich eine gewisse Faszinationskraft, dürfte aber ebenso sicher nicht jedermanns Sache sein. ★★★★★

Woman at War — Nur die Isländer bringen eine solche Mixtur aus Komödie, musikalischer Moritat und Sozialdrama zustande: Eine



Kreuzzug: «Woman at War».

im Ort höchst beliebte Chorleiterin führt ein Doppelleben – wie Superman oder Zorro. Mit Pfeil und Bogen führt sie einen Kreuzzug gegen die Schwerindustrie, die sich immer weiter ausbreitet. Nur einer aus dem Chor kennt ihre militante Identität, und der ist Beamter im Ministerium; er «brieft» sie entsprechend. Es geht aber auch noch um die Adoption eines Kindes, einen Farmer und eine traumhafte Landschaft. Benedikt Erlingsson («Von Menschen und Pferden») hat daraus einen irr-skurrielen Film gemacht. ★★★★★



Holzfiguren: «Der Trafikant».

Der Trafikant — Der 17-jährige Franz (Simon Morzé) kommt 1937 nach Wien, wird Lehrling einer Trafik (österreichisch für Tabak- und Zeitschriftenladen) und lernt die kesse Tänzerin Anezka (Emma Drogunova) und den berühmten Dr. Freud (Bruno Ganz) kennen. In die Tänzerin verliebt er sich, den Seelenklempner bewundert er. Dann gibt's noch seinen Chef, einen Juden, und gegenüber vom Kiosk einen Metzger, selbstredend ein Nazi. Die Verfilmung des Bestsellers von Robert Seethaler ist purer Klischee-Krempel. Das Kostüm-Hochamt macht aus dem Dritten Reich ein Kasperletheater, in dem Freud und Anezka wie Holzfiguren wirken. ★★★★★

Knorrs Liste

1	Dogman Regie: Matteo Garrone	★★★★★
2	Children Act Regie: Richard Eyre	★★★★★
3	Wolkenbruchs ... Regie: Michael Steiner	★★★★☆
4	The Guilty Regie: Gustav Möller	★★★★☆
5	Girl Regie: Lukas Dhont	★★★★☆
6	Fahrenheit 11/9 Regie: Michael Moore	★★★★☆
7	Der Läufer Regie: Hannes Baumgartner	★★★★☆
8	A Star Is Born Regie: Bradley Cooper	★★★★☆
9	Woman at War Regie: Benedikt Erlingsson	★★★★☆
10	BlacKkKlansman Regie: Spike Lee	★★★★☆

Jazz

Phönix aus der Asche

Von Peter Rüedi

Ein Schriftsteller, heisst es in Raymond Chandlers Roman «The Long Goodbye», ist dann am Ende, wenn er bei sich selbst abzuschreiben beginnt. Das ist nicht Keith Jarretts Problem. Ist schon die Liste seiner veröffentlichten Tonträger überwältigend, so wird sie durch den Teil des Werks noch übertroffen, der in den Archiven auf seine Auferstehung wartet. Dabei fallen qualitative Kriterien kaum ins Gewicht. Zumal Jarretts improvisierten Solokonzerte sind Dokumente der permanenten Selbstfindung oder Selbsterfindung, bei welcher das Resultat weniger zählt als der Fluss der Energie und dessen Stockungen, Wirbel oder Brechungen. Durststrecken sind dabei selbstverständliche Voraussetzung für «kairoische» Momente; komplexe, grüblerisch verspannte Passagen kontrastieren mit ostinat-repetitiv-beschwörenden.

Der Fundus von Jarretts solcherart prozessualer Kunst ist so gross, dass der Moment, in dem er «bei sich selbst abschreiben» müsste, noch fern ist. Immerhin ist auffallend, wie seine Neuigkeiten mehr und mehr aus diesem Fundus geschöpfte Trouvaillen sind. Zuletzt nun ein Konzert, das er 2006 im venezianischen Gran Teatro La Fenice gab und das jetzt aus Anlass der Verleihung einer Ehrung durch das Internationale Festival der Biennale für zeitgenössische Musik veröffentlicht wird. Jarretts Selbstwertgefühl entsprachen immer Auftritte in den ersten Häusern der klassischen Musik, von der Wiener Staatsoper über die Scala, die Carnegie Hall bis zur Royal Festival Hall in London. Da reiht sich die venezianische Opernbühne, die im Lauf ihrer langen Geschichte nach Bränden wiederholt wie Phönix aus der Asche stieg, würdig ein. Das Konzert enthält, wie andere vor ihm, faszinierend dichte Höhepunkte und längere Aufstiege zu diesen. Neu ist, dass zwischen zwei Teilen ein hinreissendes, sehr schlicht und innig interpretiertes Fundstück eingestreut ist, eine Piece aus Gilbert und Sullivans Savoy-Oper «Der Mikado». Die *encores* sind, wie fast immer bei Jarrett, wunderbar. Für einmal findet er einen Standard bei sich selbst: «Blossom» aus dem Quartett-Album «Belonging».



Keith Jarrett: La Fenice.
ECM 2601/02

Kaiser der Vereinigten Staaten

Als sich Joshua Norton I. in Kalifornien zum Kaiser erklärte, war die Bevölkerung begeistert. Bald rief er die Armee zur gewaltsamen Absetzung der gewählten Kongressabgeordneten auf. Nortons Herrschaft währte zwei Jahrzehnte, bis sie 1880 ein dramatisches Ende fand. *Von Giles Milton*

Er herrschte mehr als zwei Jahrzehnte lang als autokratischer Monarch mit absoluter Macht über eines der mächtigsten Länder der Erde: Kaiser Joshua Norton I. erhob sich 1859 zum obersten Herrscher der Vereinigten Staaten. Sein erklärtes Ziel dabei war, in einem Land, das seiner Ansicht nach am Zerfallen war, Stabilität und Integrität wiederherzustellen.

Man hätte Kaiser Norton leicht als harmlosen Exzentriker abtun können, hätte er nicht so viele Anhänger gehabt. Dank den Zeitungen von San Francisco wurden seine Dekrete und Proklamationen bald in den ganzen USA bekannt.

Seine Herrschaft begann am 17. September 1859, als er den kalifornischen Zeitungen folgende Verlautbarung zukommen liess: «Ich erkläre und proklamiere mich zum Kaiser dieser Vereinigten Staaten.» Gleich danach rief er zu einer öffentlichen Versammlung von Vertretern aller Staaten Nordamerikas auf und unterzeichnete seine Erklärung mit «Norton I., Kaiser der Vereinigten Staaten». (Bald sollte er seinen Titel um «Protektor Mexikos» ergänzen.)

Die Proklamation wurde von der kalifornischen Bevölkerung mit grosser Begeisterung aufgenommen. Sie liebte seine Überzeugung, seine Autorität und seine unverblümt formulierten Dekrete. Durch seine raffinierte Manipulation der Medien wurde Norton rasch im ganzen Land berühmt.

Noch grösser wurde seine Publizität, als er sich zum Autokraten erhob: In der zweiten Oktoberwoche des Jahres 1859 schaffte er mit grossem Trara den amerikanischen Kongress ab.

«Andauernd wird offen gegen das Gesetz verstossen», erklärte er, «durch Meuten, Parteien, Splittergruppen und den ungebührlichen Einfluss politischer Sekten. Der Bürger erhält nicht den ihm gebührenden Schutz seiner Person und seines Eigentums.»



«In der Finsternis einer mondlosen Nacht»: Exzentriker Norton.

Im folgenden Jahr rief Norton die Armee zur gewaltsamen Absetzung der gewählten Kongressabgeordneten auf, um seine gefährdete Macht zu stärken.

**Einen Stock schwingend,
patrouillierte er durch die Strassen,
plauderte mit seinen Untertanen.**

Die Armee und der Kongress ignorierten Norton, der sich jedoch nicht entmutigen liess. 1862 befahl er der protestantischen und der römisch-katholischen Kirche, ihn zum Kaiser zu salben. (Auch sie ignorierten ihn.) Sieben Jahre später schaffte er die Demokra-

tische Partei und die republikanische Partei ab. Kurz danach verbot er in einem Dekret Religionskriege.

In San Francisco, der Hauptstadt seines Kaiserreichs, war Norton eine bekannte Figur. Er trug eine Marineuniform mit goldfarbenen Epauletten sowie einen spektakulären Biberpelzhut, der mit Rosetten und Pfauenfedern besteckt war. Einen Stock schwingend, patrouillierte er durch die Strassen, plauderte mit seinen Untertanen und inspizierte den Zustand der öffentlichen Gebäude.

Bevor er sich zum Kaiser aufgeschwungen hatte, war er pleitegegangen und mittellos

geworden. Sein Flair für Publikumswirksamkeit rettete ihn vor dem Ruin. In seiner unverwechselbaren Aufmachung wurde er von San Franciscos besten Restaurants zum Dinieren eingeladen. Zum Dank für das kostenlose Essen verlieh er ihnen das kaiserliche Siegel: «Hofgaststätte Ihrer kaiserlichen Majestät, Kaiser Norton I. der Vereinigten Staaten».

Die Restaurants rissen sich um solche Siegel, da sie dem Geschäft überaus förderlich waren. Der Kaiser war auch bei Theatern und Konzerthallen sehr beliebt, und an Premieren war für ihn immer der beste Platz reserviert.

Geleentlich kam Morten mit dem Gesetz in Konflikt, behielt in der Regel jedoch die Oberhand. Als er 1867 verhaftet und in eine Irrenanstalt gesteckt wurde, gab es einen

Grossmütig gewährte Norton den Beamten, die ihn verhaftet hatten, einen kaiserlichen Gnadenerlass.

öffentlichen Aufschrei. Dieser hatte Nortons sofortige Freilassung und eine kriecherische Entschuldigung der Polizei zur Folge. Grossmütig gewährte Norton den Beamten, die ihn verhaftet hatten, einen kaiserlichen Gnadenerlass.

In den 1870er Jahren schuf Norton seine eigene Währung. Diese Banknoten wurden in San Francisco weithin als Zahlungsmittel akzeptiert. Sogar die Regierung der Vereinigten Staaten anerkannte Norton indirekt: Bei der Volkszählung im Jahr 1870 wurde als sein Beruf «Kaiser» angegeben.

Seine Herrschaft sollte noch ein Jahrzehnt währen, bis sie dramatisch endete: Im Januar 1880 brach Norton auf der Strasse zusammen und starb kurz darauf.

Der *San Francisco Chronicle* verkündete der Welt die tragische Nachricht. Unter der französischen Schlagzeile «Le roi est mort» stand da: «In der Finsternis einer mondlosen Nacht und bei rauschendem Regen ist Norton I., Kaiser der Vereinigten Staaten und Protektor Mexikos von Gottes Gnaden, aus diesem Leben geschieden.»

Er wurde auf dem kalifornischen Friedhof Woodlawn zur letzten Ruhe gebettet und erhielt ein Grabmal, dessen Inschrift bis heute neugierigen Besuchern ins Auge fällt: «Norton I., Kaiser der Vereinigten Staaten und Protektor Mexikos».

Aus dem Englischen von **Thomas Bodmer**

Nächste Folge: Der letzte Tote des Ersten Weltkriegs



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Die Frage mag blöd klingen, ich meine sie aber durchaus ernst: Glauben Sie, dass Statussymbole wie ein teures Auto oder eine Luxusuhr helfen, eine Partnerin zu finden? Ich habe manchmal schon das Gefühl, dass viele Frauen bei Männern auf so etwas schauen. Oder liege ich falsch? *Rolf N., Winterthur*

Es gibt sicher Frauen, die auf solche Statussymbole schauen. Im Grunde wollen diese Frauen nicht einen Mann, sondern Reichtum, Status, Luxus, die hinter dem Mann stehen oder – zum Beispiel bei Luxusuhren – sichtbar im Vordergrund. Aber das gilt nicht für alle Frauen, und die Suche nach Statussymbolen gibt es auch bei Männern. Sie suchen sich Frauen aus, die aus reichen und angesehenen Familien kommen. Aber glücklicherweise fallen viele Frauen und Männer nicht darauf rein.

Kürzlich stellte sich bei einer Firma ein Bewerber vor. Nach der Vorstellung stellten zwei Mitarbeiterinnen, die beim Bewerbungsgespräch dabei waren, fest:

«Schauen Sie seine Luxusuhr an, die er zur Schau stellt, und sein teures Auto. Da kann etwas nicht stimmen. Er kommt nicht in Frage.» Die Männer, die dabei waren, merkten dies nicht. Der Bewerber wurde berücksichtigt, und siehe da, die beiden Frauen behielten recht.

Das gilt nicht nur bei der Auswahl von Bewerbern im Beruf, sondern auch bei

Auch bei der Partnerwahl gilt: Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

der Partnerwahl! Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Ein Statussymbol sollte nicht ausschlaggebend sein für die Akzeptanz. Allerdings auch nicht der alleinige Grund der Ablehnung. Wichtig ist immer, zu wissen: Was suche ich, und wer und was ist der Auserwählte? Wer Statussymbole sucht, soll Statussymbole heiraten. Aber die Erfahrung zeigt, dass dies nicht allzu lange hält.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gewinner der Woche

Ein halbes Jahrtausend

Selbst wenn ein Unternehmen schon das Alter von 499 Jahren erreicht hat, ist das keine Überlebensgarantie, auch die 1519 gegründete Orell Füssli muss für ihre Zukunft kämpfen. Das Unternehmen ist durch mehrere Traditionen gebunden: Als früherer Buchdruck-Pionier betreibt es heute noch einen Buchhandel, und in der Sparte Sicherheitsdruck ist Orell Füssli für das Drucken der Banknoten für die Schweizerische Nationalbank zuständig. Die Nationalbank hält zudem ein Drittel der Aktien, sodass alle Handlungen und Äusserungen der Firma auch mit der Notenbank in Verbindung gebracht werden. Eingeschlossen in diesem Rahmen ist das Industriegeschäft Atlantic Zeiser, das soeben mit grossem Aufwand restrukturiert wird. Im ersten Semester war der Ge-

Aktienkurs der Orell Füssli AG

Vom 23. bis 30. Oktober 2018, in Franken



winn der 850-köpfigen Orell Füssli null. Der drittgrösste Aktionär Veraison fordert deren Befreiung aus der Nationalbank-Umarmung, um die rentablen Teile zu revitalisieren, aber die Traditionskräfte sind stark. *Beat Gygi*



Thiel

Schwarzer Mann

Von Andreas Thiel

Ueli: Warum ist hier im Nationalratsaal nur die SVP anwesend? Und weshalb schläft Albert Rösti am Rednerpult?

Magdalena: Er schläft doch nicht, er zählt.

Albert: ... 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46 ...

Ueli: Aber wo sind die anderen Parteien? Ich dachte, es sei Session.

Magdalena: Es ist Session, und es sind ja auch alle anwesend.

Ueli: Ich sehe aber nur die SVP.

Albert: ... 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64 ...

Ueli: Was zählt er da? Stimmen?

Magdalena: Noch nicht. Das kommt gleich, sobald er aufschaut.

Ueli: Aber wenn nur die SVP anwesend ist, kann doch gar nicht abgestimmt werden.

Albert: ... 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80 ...

Kurt: Pssst! Hier sind wir!

Ueli: Kurt Fluri? Was machst du denn hinter dem Stuhl?

Kurt: Ich verstecke mich. Wie die anderen auch.

Ueli: Die SVP versteckt sich anscheinend nicht.

Kurt: Ja, aber wir anderen verstecken uns.

Ueli: Wieso?

Kurt: Es gab eine Panne bei der Informatik. Die Abstimmungsanlage ist ausgefallen. Deshalb haben wir uns auf ein alternatives Abstimmungsverfahren verständigt. Der Vertreter einer Sache muss vorne am Rednerpult bis 100 zählen und dann rufen: «Wer hat Angst vor dieser oder jener Sache?» Und alle, die dann noch sichtbar sind, müssen seiner Sache zustimmen.

Albert: ... 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100. Achtung, ich komme! Wer hat Angst vor der Selbstbestimmung?

Kurt: Alle in Deckung! He, was macht ihr unter meinem Pult?

Pirmin: Das ist nicht dein Pult. Du bist auf der falschen Seite. Hier ist die CVP.

Albert: Kurt, ich sehe dich!

Kurt: Mist!

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Verlockungen des Wiener Schnitzels

Drei Landeshymnen beim Empfang der österreichischen Botschafterin; ein Jahr *Time Out Switzerland*; Atelier-Fest von Max Zuber. Von Hildegard Schwaninger

Die österreichische Botschafterin in Bern, Ursula Plassnik, trat im Juli ziemlich intensiv ins Schweizer Fettnäpfchen («Trittst im Schneckenloch daher») und löste einige Missstimmung und Empörung aus. Die Lage hat sich inzwischen beruhigt, und so folgten letzte Woche viele Schweizer ihrer Einladung aus Anlass des österreichischen Nationalfeiertags in ihre Residenz nach Bern. Vielleicht waren es auch die Verlockungen von Wiener Schnitzel, Punschkrapferl und österreichischen Weinen, jedenfalls war das im riesigen Garten aufgestellte Zelt brechend voll. Militärattachés in ihren Uniformen, Kollegen aus benachbarten Botschaften, Unternehmer und Business-Leute aus aller Herren Länder. Die Botschafterin, einst österreichische Aussenministerin, stand mit ihrem Gardemass von 1,91 Metern da, im grauen Wollkleid, begrüßte ihre Gäste: «Wir feiern ein Jubiläum. Wir feiern, dass Österreich seit November 1918, also seit hundert Jahren, eine Republik ist.» (Für Nichthistoriker: Vorher war es ein Kaiserreich.) Dann wurden, unter Begleitung einer Militärkapelle, die drei Hymnen gesungen: die österreichische, die schweizerische und die europäische.

Unter den Gästen war auch der Präsident von Senag (Swiss European Networking Agency), Roger E. Schärer, einer der fleissigsten Leserbriefschreiber der Schweiz (allgegenwärtig in *NZZ*, *Tages-Anzeiger*, *Weltwoche*). Er brachte der Botschafterin ein sinniges Geschenk: eine Kochschürze mit einem riesigen Schweizer

Kreuz. Schärer: «Weil sie die besten Rezepte für die Schweiz kennt.»

Das Magazin *Time Out* gibt es seit fünfzig Jahren, es wurde 1968 in London von Tony Elliott (damals 21) gegründet, mittlerweile gibt es *Time Out* in Istanbul, Dubai, Russland, Israel, China, Australien und seit genau einem Jahr als Printausgabe in der Schweiz (das Onlineportal gibt es schon etwas länger): *Time Out Switzerland*. Chefin des Party- und Ausgehmagazins ist Celeste Neill, eine blonde Schottin, die seit acht Jahren in Zürich lebt, mit Daniel Waechter verheiratet ist, der früher Polospieler war und das Polo Klosters gründete und veranstaltete, heute hat er eine Firma für Bürovermietungen (Ecos Office Center).

Das *Time Out*-Doppeljubiläum wurde in der «Widder Garage», einer der angesagtesten Event-Locations von Zürich, gefeiert. Celeste Neill hat einen Monat an der Party-Vorbereitung gearbeitet, alle Wände waren mit *Time Out*-Titelbildern gepflastert, und der Barmann mixte trendige Molekular Drinks, ein Mitarbeiter spielte DJ und sang. *Time Out Switzerland* kommt viermal im Jahr heraus, ein Heft pro Jahreszeit, die Broschüre «Amazing Autumn» lag zum Mitnehmen auf, voll mit Tipps, was man in diesem Schweizer Herbst alles unternehmen kann, vom Ausflug ins Berggasthaus «Aescher» (letzte Saison bis 4. November mit Nicole und Bernhard Knechtle-Fritsche) bis zur Expat-Expo in Genf und dem Jazzfestival Jazznojazz in Zürich (bis



Fast verliebt

Piratin

Von Claudia Schumacher

Das neue Leben ist ein Arschloch», sagt Maria mit Totengräberstimme zu sich selbst, in der Küche um fünf Uhr morgens, erster Kaffee, ganz leise, damit die Mädchen nicht aufwachen. Sie hat kaum ein

Auge zugetan, nachdem sie gestern Abend noch auf Facebook war.

Was für ein Feigling. Und welch armselige Ziege. Ausgerechnet von Facebook muss sie es erfahren: Noch nicht einmal geschieden, hat ihr Noch-Ehemann also seine Midlife-Crisis geschwängert. «Unendlich glücklich. Wir sind so dankbar für dieses Geschenk», schreibt die Gans auf Facebook, dazu ein Foto von ihr: leicht gerundeter Bauch und ein sanftes Lächeln hausfräulichen Glücks, wie aus einer Küchenwerbung der Fünfziger. Als wäre Joel tatsächlich ihr Mann. Als hätte er keine Vorgeschichte mit zwei Töchtern und einer Ehefrau. Herzallerliebste.

In dem Moment aber, Erkenntnisblitz bei Maria: Dieser Waschlappen, das ist nicht ihr Mann. Wie konnte sie sich nur in so einen verlieben? Einer, der nicht mal die Eier hat, sein krummes Ding halbwegs gerade durchziehen. Mit ein wenig Anstand. Dass die zwei



«Jubiläum»: Botschafterin Plassnik.



«Time Out»-Chefin Celeste Neill, Daniel Waechter.



Neue Werke: Regina Wartmann, Max Zuber.

ein Kind bekommen, hätte sie von ihm erfahren müssen, nicht von Facebook. Aber offenbar hat er nicht mal seine Neue im Griff, obwohl sie so jung und, ganz offensichtlich, unsicher ist. Kein Wunder, wurde ihm mit Maria und den Mädchen alles zu viel. Joel hatte wohl gehofft, bei der Neuen der Macker zu sein. Aber jetzt gibt's schon wieder ein Baby, und wie es aussieht, hat er nichts zu melden. Ein fieses Grinsen breitet sich auf Marias Gesicht aus. Sie glaubt zu wissen, was auf die Neue zukommt: ein Baby, das zahlt und die Nächte mit Schreien zubringt – und ein heillos überforderter Joel, der sich früher oder später für andere Frauen interessiert. Noch jünger sollten sie allerdings nicht sein, sonst wird's dann strafbar.

Maria atmet tief durch. Was soll's. So gesehen auch gut, dass das alles hinter ihr liegt. Soll sich doch eine andere um den hübschen, feigen und zutiefst undankbaren Joel kümmern.

3. November). Naturgemäss waren bei der *Time Out*-Party vor allem Boutiquenbesitzer, Gastronomen und Coiffeure anwesend. Leute, die sich freuen über eine Erwähnung im *Time Out*. Unter den Gästen: sehr stylish im karierten Wollmantel die aus der Westschweiz stammende Modeunternehmerin **Laurence Antiglio** (Boutique Vestibule) mit ihrem Mann **Filippo Antiglio**. **Jürg Schmid**, der achtzehn Jahre Schweiz-Tourismus-Direktor war, war in seiner Funktion als VR-Delegierter der Hotelgruppe The Living Circle anwesend, die **Gratian Anda**, dem Sohn von **Hortense Anda-Bührle** und dem Pianisten **Géza Anda**, gehört und zu der neuerdings neben dem «Storchen» in Zürich, dem «Castello del Sole» in Ascona und anderen Gastro-Luxusbetrieben auch der «Widder» gehört.

Es ist bekannt, dass in der Schweiz die Gäste immer zu früh kommen. So standen die Leute schon um Viertel vor eins da, als **Max Zuber**, der Maler, am Sonntag auf ein Uhr zu seinem Atelierfest lud. Das macht er jedes Jahr – Auftakt zum Weihnachtsgeschäft. **Max Zuber** ist vor allem ein guter Verkäufer; unermüdlich zeigte er bis acht Uhr abends seine neuesten Werke, Lebensgefährtin **Regina Wartmann** notierte brav die Bestellungen. Da viele finanzkräftige Leute da waren, klebte am Schluss des Abends neben einigen Bildern der rote Punkt, der bedeutet: verkauft. Draussen stand ein von **Franzoli** betriebener Bratwurstgrill, fleissig wurden Bratwürste und Cervelats gedreht. **Catering-Unternehmer Franz Rhomberg** und sein Geschäftspartner **Daniel Dätwyler** (mit Frau und Kindern) kümmerten sich persönlich um das Wohl der Gäste.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Dann fasst Maria einen Entschluss: Sie muss zurück in den Ring.

Am selben Morgen, es ist Dienstag, da hat sie immer frei, meldet sie sich auf einem Dating-Portal an. Den Satz «Von einem Mann wünsche ich mir ...» vervollständigt sie plump mit: «... dass er weiss, wer er ist.» Dann überlegt sie, löscht ihn wieder, schreibt stattdessen: «... dass er ein guter Liebhaber ist.» Ist ja nur ehrlich: Mama braucht Liebe. Maria gibt sich Mühe mit dem Profil, schreibt noch ein paar lustige Antworten und lädt schöne Fotos von sich hoch. Als sie am Abend den Posteingang checkt, hüpfert ihr Herz: Fünfzig Anfragen! Fünfzig Männer wollen in Kontakt mit ihr treten, und das nur nach wenigen Stunden. Wow. «Willkommen zurück», sagt Maria zu sich selbst, und sie lacht. Nicht glockenhell wie eine Fünfziger-Jahre-Hausfrau, eher dreckig. Wie eine Piratin.



Unten durch

Amor et dolor (1)

Von **Linus Reichlin**

Ich bin leidenschaftlicher Pistolenschütze und lerne deshalb in Schiessanlagen manchmal Polizistinnen kennen. Die Damen absolvieren dort ihr obligatorisches Schiessstraining hinter schalldämpfenden Trennwänden. Sie fühlen sich zwischen diesen Wänden einsam, und sie leiden darunter, dass ihre Frisur von den Gehörschutzkappen zerdrückt wird. Ich merke jeweils an der schnellen Schussfolge, dass neben mir eine Polizistin schießt, sie wollen das Training möglichst schnell hinter sich bringen und entleeren ihre Dienstwaffe diarrhöisch. Das heisst nicht, dass sie nicht treffen! Wenn ich Bankräuber wäre, würde ich mich vorher erkundigen, ob auf der zuständigen Polizeiwache Frauen Bereitschaftsdienst haben – wenn ja, würde ich den Überfall verschieben, bis männliche Polizisten die Schicht übernehmen. Polizistinnen besitzen wie alle Frauen die Gabe, etwas, was sie ungern tun, dennoch perfekt zu erledigen, und wenn man als Bankräuber eine Polizistin zum finalen Todesschuss zwingt, kann man sicher sein, dass einem der Schädel zuverlässig weggepusht wird.

Allerdings finden die *lady cops* in mir ihren Meister. Ich schieße mit meiner kleinen *Lady-smith*, einem schönen, sinnlichen sechsschüssigen Revolver, auf Wunsch ein Hexagon ins Schwarze. Ich kann damit sogar Strichmännchen schießen, dafür brauche ich allerdings zwölf Schüsse, wenn es ein männliches Strichmännchen ist, für ein weibliches vierzehn. Kürzlich schoss ich ein Herz ins Schwarze, weil ich hörte, dass neben mir eine Polizistin übte. Sie schaute hinter der Trennwand zu mir rüber, ich sah nur ihren blonden Kopf, aber die Zeichen waren ermutigend: Sie hatte, bevor sie sich mir zeigte, die Schutzbrille abgenommen, denn niemand sieht mit einer Schutzbrille attraktiv aus. Sie warf einen Blick auf meine *Ladysmith* und sagte: «Mit einer solchen Pistole so gut schießen kann auch nicht jeder.» In ihrer Stimme schwang Misstrauen mit, denn viele Männer, die mit einem kleinen Revolver gut schießen, werden von Interpol gesucht.

Ich sagte: «Aber Sie schießen auch blendend, ich hoffe, wir begegnen uns nie bei

» Fortsetzung auf Seite 70

»» Fortsetzung von Seite 69

einem Bankraub.» Sie wusste nicht, ob sie lachen oder meinen Ausweis kontrollieren sollte. Ein, zwei charmante Sätze von mir genügten, und sie war bereit, mir ihre HK P30 zu zeigen, ich durfte sie sogar anfassen. Ich tat so, als würde mir ihre Pistole gefallen, sagte Schmeichelhaftes über die Griffschalen und den sehr definierten Druckpunkt des Abzugs – Männer sind Schweine. Denn in Wahrheit ist die P30 überhaupt nicht mein Typ Pistole, mit der kannst du zwanzig Jahre lang unter dem Kopfkissen schlafen, ohne mehr für sie zu empfinden als für einen Dosenöffner.

Aber ich wollte Rita – so hiess die Polizistin – nicht nach ihrer Dienstwaffe beurteilen, ich wollte offen sein für Neues. Vielleicht besass Rita privat ja ganz andere Waffen, nicht so langweilige, spiessige wie die P30, sondern heitere, intelligente Pistolen, die man mit in die Oper nehmen kann, ins Theater oder auf herbstliche Wanderungen durch die Toskana. Es kostete mich ein Abendessen in der «Kronenhalle» und einen Schal von Fabric Frontline, aber dann schloss Rita mir in ihrer Wohnung ihren Wafenschrank auf, in einer Vollmondnacht, die Sterne funkelten. Sie zeigte mir ihre Ruger Magnum, Kaliber .357. Sie sagte, sie habe sie noch nie einem Mann gezeigt, aber bei mir habe sie das Gefühl, dass ich verstehe, warum sie diesen Revolver so liebt. Eine Ruger Magnum! Wie soll ich mit einer Frau schlafen, die einen so bulligen, walkürenhaften Revolver besitzt?

Ich sagte: «Rita, unser Pulver ist nicht dasselbe. Ich bin der Walther-PPK-Typ, ich mag zierliche Waffen, poetische Kaliber, kleine Mündungen.» Wir gingen auseinander und schossen fortan in getrennten Schiessanlagen.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Trinkvergnügen und Versprechen

Von Peter Rüedi

Brunello, die Marke des aus einem speziellen Klone der Sangiovese-Traube gewonnenen Weins der Gemeinde Montalcino, ist eine feste Grösse unter Weinliebhabern weltweit. Nicht zuletzt dank der Anstrengungen des lokalen Konsortiums, das seit 1967 (man reibt sich die Augen: erst seit einem halben Jahrhundert!) mit strengen Reinheitsgeboten über diese Spezialität wacht: über die ausschliessliche Verwendung des «Sangiovese Grosso», die Beschränkung auf einen Ertrag von maximal 52 Hektolitern pro Hektare, über Vorschriften zur minimalen Lagerung (mindestens zwei Jahre im Eichenfass und anschliessend vier Monate Flaschenreife). Der Brunello kommt jeweils am 1. Januar des fünften auf die Ernte folgenden Jahres in den Handel. Dieses rigorose Regime war mit ein Grund für den «Brunello-poli» oder «Brunellogate» genannten Skandal von 2008, der im Wesentlichen darin bestand, dass einige Grossproduzenten ihrem Wein andere Rebsorten beimischten als die einzig er-

laubte Sangiovese: Je strenger die Vorschriften, desto grösser die Gefahr, dass gegen die eine oder andere verstossen wird. Wie auch immer: Die Anstrengungen zur Befestigung der Marke Brunello haben weiter den Effekt, dass der Konsument die Differenz zwischen einzelnen Produzenten nur mehr mit Mühe wahrnimmt. Dabei ist deren Zahl im Lauf des letzten halben Jahrhunderts regelrecht explodiert. Brunello ist nicht gleich Brunello, neben grossen Herstellern wie Banfi oder Artigiano gibt es eine Vielzahl von kleinen Betrieben, und neben Kleinproduzenten der Spitzenklasse (wir nennen nur Alessandro Moris Il Marroneto mit ganzen sechs Hektaren) auch solche, die trüben Durchschnitt oder Schlimmeres abfüllen (Andreas März, Herausgeber des Fachblatts *Merum*: «Nicht jeder Landbesitzer in Montalcino ist ein begnadeter Weinmacher»). Andererseits: Nicht jeder Grosse produziert uniforme Massenware.

Die Tenute Silvio Nardi, seit gut dreissig Jahren unter der Direktion der Tochter des Gründers, bewirtschaftet Rebberge, die grösser sind als die gesamte Rebfläche im Montalcino der sechziger Jahre. Mit 36 Reblagen verfügen sie über eine Bandbreite, die ihnen auch in eher schwierigen Jahren (und 2013 war ein solches) einen austarierten, sehr balancierten Brunello ermöglicht: sehr frisch, sehr würzig, gut in der Säure, weich in den Tanninen, diskret im Holz (Fässer in zweiter Belegung); sehr elegant mit seinen Kirsch- und Himbeeraromen, nicht besonders abgründig, aber doch mit einem respektablen Nachhall. Kurz: schon jetzt ein grosses Trinkvergnügen. Aber auch ein Wein, der sein Pulver nicht schon morgen verschossen hat. Und übermorgen auch nicht.

Tenute Silvio Nardi Brunello di Montalcino 2013. 13,5%. Martel, St. Gallen. Fr. 36.–. www.martel.ch



Salz & Pfeffer

Ein Seeigel aus Santa Barbara

Von David Schnapp

Nur wenige Spitzenköche schaffen es, Essen zu servieren, das einfach, aber raffiniert erscheint. Und nur ganz wenige schaffen es, dies mit einer globalen Gültig-

keit zu tun. Alain Ducasse war in den letzten zehn, fünfzehn Jahren ein Meister auf diesem Gebiet, er betreibt Drei-Sterne-Restaurants, aber auch Bistros in der halben Welt.

Für mich ist der Schweizer Daniel Humm eine Art natürlicher Nachfolger Ducasse' in dieser Disziplin. In New York hat der 42-Jährige ein Drei-Sterne-Restaurant an die Weltspitze geführt, dann ein paar Strassen weiter mit dem «NoMad» die einfache, aber raffinierte Küche definiert und schliesslich mit dem «Made Nice» noch ein Fast-Food-Lokal etabliert.

Nun geht es an die West Coast, und auch in Europa sind Projekte geplant. Kürzlich war ich im «NoMad» Los Angeles, wo Humm eine lockere, aber geschmacklich starke Küche kochen lässt, die seine Handschrift trägt, jedoch gleichzeitig die Stadt, in der sie stattfindet, kulinarisch einfängt. Exemplarisch dafür ist ein Gericht mit dem Namen «Seeigel aus Santa Barbara». Die sauber aufgereihten Seeigel-

Zungen, bei denen es sich ja nicht um Zungen, sondern um die Eierstöcke des stacheligen Meerestiers handelt, baut man sich mit verschiedenen Zutaten selber zu einem Gericht zusammen.

In einer Holzbox finden sich mit Algen aromatisierte Tacos, daneben *pickled* Radieschen-Streifen, Kräuter, eine Bonito-Creme sowie eine Salsa mit guter Schärfe. Humm verbindet ein lokales Produkt, das auch in der Spitzenküche verwendet wird, mit der Taco- und der koreanischen Barbecue-Kultur, die das Restaurantleben von Los Angeles stark prägen. Das ist geschmacklich hervorragend, spricht aber auch für ein Niveau von kulinarischer Intelligenz, das eben nur ganz, ganz wenige haben.

The NoMad, 649 South Olive / 7th Street, Los Angeles, CA 90014, USA. Tel. +1 213 358 0000. Täglich geöffnet.

David Schnapp ist Autor beim «Gault & Millau-Channel».



Auto

Ist weniger mehr?

Jaguar hat seinen Sportwagen F-Type um ein Einstiegermodell mit 300 PS ergänzt. Das ist gar keine schlechte Idee. *Von David Schnapp*

In fünf Motorvarianten ist der Jaguar F-Type mittlerweile erhältlich, und auch wenn sich die Autos äusserlich natürlich zum Verwechseln ähnlich sind, erhält man je nach Wahl ein völlig anderes Fahrzeug. Als F-Type SVR ist der form-schöne Zweisitzer ein ziemlich schweres, aber kraftvolles Gerät mit V8-Motor, Allradantrieb, 575 PS Leistung, aber auch über 1700 Kilo Gewicht. Zum Vergleich: Ein Porsche 911 Turbo S, der in derselben Leistungsklasse spielt, aber deutlich mehr Platz bietet, ist 100 Kilogramm leichter.

Am anderen Ende der F-Type-Skala findet sich jetzt neu der 2.0-Turbo mit einem aufgeladenen Vierzylindermotor, Hinterradantrieb, 300 PS Leistung und noch etwa 1600 Kilo Gewicht. Das ist nicht wenig, aber doch deutlich weniger. Zwei Wochen lang stand dieser F-Type in meiner Garage, lackiert in knalligem «Ultra Blue» – und zu meiner täglichen Freude. Der Basis-F-Type kostet zwar nur fast die Hälfte der Top-Variante, bringt einem aber nicht etwa halb so viel Freude. Ganz im Gegenteil.

Zum einen ist der kleine Motor gross genug. Lässt man nicht die Automatik schalten, sondern wählt die Gänge manuell und fährt konsequent unter Last, fällt das klitzekleine Turboloch kaum noch auf. Das geringere Gewicht des Wagens lässt ihn ausserdem agiler wirken, und der Hinterradantrieb sorgt in dynamisch angefahrenen Kurven schon bald einmal dafür, dass das Heck lustig zuckt. Im Innern sitzt man zudem in einem bewährten, hochwertigen Ambiente mit viel Leder und einem übersichtlichen, menschenfreundlichen Bedienkonzept.

Zielflagge im Blick

Und dann ist da noch die Sache mit dem Klang. Die F-Types mit V6-Motor sind akustisch schon deutlich als Sportwagen erkennbar. Wer aber mit dem V8 unterwegs ist, braucht ein bombenfestes Selbstbewusstsein. Die Auspuffanlage macht einen solchen Lärm, dass nicht unbedingt mit der Sympathie der Nachbarn rechnen kann, wer den

Sportwagen abends laut röhrend und knal-lend die Strasse entlangfährt.

Der 300-PS-Motor hingegen klingt je nach Fahrsituation durchaus kernig, hebt man den Fuss vom Gas, wird sogar mal eine kleine Fehlzündung eingestreut, aber insgesamt erzeugt das Auto eine gesellschaftlich vertretbare Akustikkulisse. Das ist ein nicht unerheblicher Grund, warum der neue, kleinste F-Type auch als angenehmes Alltagsauto gefahren werden kann. Der Verbrauch pendelt sich bei 8,5 Litern ein; das ist kein Fabelwert, aber ebenfalls alltagstauglich.

Betätigt man den kleinen Schieberegler mit der Zielflagge in der Mittelkonsole, schaltet der Jaguar in den «Dynamic»-Modus und wird damit augenblicklich zu einem sportlichen, aber gut beherrschbaren Auto, das einem beim Beschleunigen und in schnellen Kurven sehr viel Freude machen kann. 300 PS sind zwar offensichtlich weniger als 575 PS, aber der Verzicht wirkt nicht so gross, wie der zahlenmässige Unterschied vielleicht meinen lässt.

Jaguar F-Type 2.0 R-Dynamic
 Leistung: 300 PS/221 kW; Hubraum: 1997 ccm;
 Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h;
 Beschleunigung 0–100 km/h: 5,7 sec;
 Verbrauch (EU-Norm): 7,8/100 km;
 Preis: ab Fr. 66 800.–; Testwagen: Fr. 72 700.–

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man die Bewohner von Sardinien als Sardinien bezeichnen? *Peter Schwarzäugl, Uster*

Die Einwohner von Sardinien heissen Sarden (ältere Form: Sardinier). Mit den Einwohnerbezeichnungen ist das so eine Sache. Sie zum Beispiel sind in Uster zu Hause, sind aber weder Usterer noch Usterner, sondern Ustermer. Ivorer werden die Bewohner der Elfenbeinküste genannt. Nigerianer kommen aus Nigeria, Nigrer aus Niger. Haben denn wenigstens die Sardinien etwas mit Sardinien zu tun? Wikipedia behauptet keck: «Die Sardine ist nach Sardinien benannt.» Gesichert ist das nicht, aber wir haben doch noch die Kurve gekriegt. *Max Wey*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Würden genügend vernünftige Politiker im Parlament und im Bundesrat Einsitz haben, wäre eine solche Initiative obsolet.» *Kurt Grolimund*

Alarmglocken

Nr. 43 – «Volksverächter»; Roger Köppel zur Selbstbestimmungsinitiative

Diese Initiative bringt den Stimmbürger in ein Dilemma. Eigentlich möchte niemand die gute und auch notwendige internationale Verflechtung der Schweiz aufs Spiel setzen. Aber auch die Beschneidung der demokratischen Rechte, der seit vielen Jahren bewährten Bürgerbremse gegenüber den Regierenden, löst grosses Unbehagen aus. Denn bei Ablehnung der Initiative bleibt beileibe nicht alles beim Alten. Dies hätten die Initianten besser überlegen sollen, denn eine Ablehnung der Initiative birgt unweigerlich das Risiko der Einschränkung der Volksrechte, wie weit, kann heute niemand sagen. Für mich ist die Wahrung der bis anhin geltenden Volksrechte wichtiger und der bessere Garant für den inneren Frieden des Landes als die Erschwerung der internationalen Zusammenarbeit. *René Bagnoud, Hünenberg*

Der Bundesrat, die Parteien (mit Ausnahme der SVP) und die Elite der Wirtschaftsverbände versuchen mit gewaltigem Einsatz von Geld und durch tägliche Manipulation der mitwirkenden Medien, uns Bürgerinnen und Bürger weichzuklopfen, um die Selbstbestimmungsinitiative zu verhindern. Warum dieser enorm nervöse Einsatz? Weil genannte Leute genau wissen, dass das liebe Stimmvolk doch nicht dumm ist und oft anders entscheidet, als ihnen lieb ist. Kurz gesagt: Es geht bei der Selbstbestimmungsinitiative allein darum, ob wir Schweizer auch in Zukunft selber bestimmen können oder ob wir uns fremdbestimmen lassen wollen. *Anita Andreoli-Caliezi, Rhäzüns*

Frei sein heisst, entscheiden zu können. Doch die Freiheit des Einzelnen hört bei der Freiheit des anderen auf. Deshalb brauchen wir Regeln (Gesetze). Die Gewaltenteilung verhindert die Konzentration der Macht bei einzelnen Personen oder Institutionen und schiebt dem Machtmissbrauch einen Riegel. Eine Person darf gleichzeitig nur einer der drei Staatsgewalten angehören: der Legislative (Gesetze beschliessen), der Exekutive (Gesetze umsetzen) oder der Judikative (Recht sprechen). Die Initiative hebelt die Gewaltentrennung aus.

Walter Ulrich, Winterthur

Die EU hat schon viele Grundsätze seit ihrer Schaffung modifiziert und wird dies wahrscheinlich auch in Zukunft tun. Haben unsere Politiker überhaupt sichergestellt, dass die EU nie eine verpflichtende Weisung erlässt, welche die Sprachregionen der Mitgliedsländer zu

neuen Staaten der EU umgruppiert – was wir dann aufgrund des Rahmenabkommens zu akzeptieren hätten? Hier müssen die Alarmglocken läuten, denn im Rahmenabkommen sind keine Sachgebiete aufgezählt, die in der Kompetenz unseres Landes bleiben würden, und das ist gefährlich. *Josef Brunner, Vico Morcote*

Würden genügend vernünftige Politiker im Parlament und im Bundesrat Einsitz haben, wäre eine solche Initiative obsolet. Keine geistig gesunde Person will sich ohne Not und Zwang fremdbestimmen lassen. Weltweit beneiden uns die zivilisierten Menschen um unsere direkte Demokratie und deren Möglichkeiten, beschlossene Dummheiten von Parlament und Regierung zu korrigieren. Glaubt man gegenwärtigen Umfragen, ist es erschreckend, feststellen zu müssen, wie zwei oder drei Generationen in Wohlstand und Überfluss die Hirnsubstanz der stimmenden Mehrheit auf Facebook-Niveau haben absenken lassen. Beschämend und zugleich auch respektlos gegenüber den früher bescheidenen und sich aufopfernden Generationen.

Kurt Grolimund, Wolfhausen

Mehr, mehr, mehr

Nr. 42 – «Klimawandel ohne Hysterie»; Silvio Borner über die Klimapolitik

Fast alle Szenarien im Bericht des Weltklimarats (IPCC) gehen davon aus, dass sich die weltweite Kernkraftproduktion bis zum Jahr 2030 um mindestens 60 Prozent erhöhen muss. Bis 2050 müsste sich die Nutzung der Kernenergie – gemäss den Berechnungen – weltweit verfünffachen, um die Klimaerwärmung auf 1,5 Grad zu beschränken. *Jürg L. Steinacher, Walchwil*

Wie überheblich der Mensch doch sein kann im Glauben, er könne die Natur und die Welt mit Geld und Abgaben herunterkühlen oder gar retten! Allein durch Ausatmen verursacht der Mensch zu viel CO₂, und es wird rasant immer mehr. Man bedenke: In fünfzig Jahren hat sich die Menschheit verdreifacht. Das hat eine Eigendynamik losgetreten, die nicht mehr zu bremsen ist. Wachstum ist angesagt: mehr Nutztiere, mehr Lebensmittel, mehr, mehr, mehr. *Gerhard Müller, Brunnen*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.